



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geschichte der deutschen Baukunst

Dohme, Robert

Berlin, 1885

Der Übergangsstil

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96051](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96051)

Der Übergangstil.

Die bisherige Betrachtung hat gezeigt, wie aus der Erbschaft des Altertums und dem altchristlichen Stil sich allmählig neue eigenartige Formen der Baukunst herausbilden. Diese Entwicklung war in den drei Hauptländern abendländischer Kultur eine autochthone gewesen und hatte bisher auch überall ihren nationalen Charakter bewahrt. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß Deutschland und Italien damals zu einem Staate verbunden waren, und daß so im regen Verkehr mit Italien sich alle deutsche Zivilisation beständig an der antiken Tradition stärkte. Langsam war im Verlauf des zehnten Jahrhunderts jene bauliche Eigenart erwachsen, welche wir den deutsch-romanischen Stil nennen; allgemach streifte dieser dann die Härten der Jugendzeit ab; in immer reiferen Formen klärten sich die Monumente hier zu klassischer Reinheit, dort zu malerisch gruppierten Kompositionen ab. Nicht wesentlich war, was sich an Unterschieden in den einzelnen Gegenden herausgebildet: nur Provinzialismen innerhalb der einen großen Schule.

Zu der Zeit aber, als der Stil die Höhe seiner konstruktiven Ausbildungsfähigkeit im gebundenen romanischen System erreicht hat, verliert infolge der allgemeinen europäischen Kulturentwicklung die deutsche Architektur ihre Selbständigkeit. Fremde Einflüsse durchkreuzen dieselbe von nun an in immer neuen Anläufen. So wird die Baugeschichte der folgenden Zeiten die Geschichte der allmählichen Verarbeitung dieser von außen herantretenden Anregungen zu neuen selbständigen Bildungen durch den deutschen Geist.

Dem deutschen Mittelalter folgt die Herrschaft des französischen Geistes.

Solange die beiden Mächte, in denen das mittelalterliche Imperium gipfelt, Kaiser und Papst, einträchtig nebeneinander standen, war die Superiorität des Reiches auf allen Gebieten gesichert. Der ausbrechende Gegensatz zwischen beiden Gewalten endet zwar mit dem Triumph der Kirche; aber nicht sie zieht den politischen Gewinn aus dem Kampfe, sondern ihr kluger Bundesgenosse, das französische Königtum. Die glückliche Stellung, welche dieses den beiden kämpfenden Parteien gegenüber einnimmt, bringt allmählig das Papsttum in seine Notmähigkeit; das Exil von Avignon ist dafür der frappanteste Ausdruck. Dem Erstarken der politischen Macht Frankreichs aber war der Sieg des französischen Geistes vorausgegangen. Er war es gewesen, der jene wiederholten Reformen des Benediktinerordens ins Leben rief, die aus der alten Institution neue Organisationen schufen. — Leidenschaftliche Hingabe an die kirchlichen Ideen; im einzelnen völlige Entsagung, rücksichtslose Zielstrebigkeit im ganzen; Einordnung des Individuums als willenloses Rad in das große Uhrwerk, wobei ihm

selbst in der Beziehung zur Gottheit das individuelle Empfinden verboten; Verzicht auf alle irdische Daseinslust im Dienste des einen großen Zieles; alles im Grunde dem Germanen fremde Eigenschaften, bilden seit dem Ende des ersten Jahrhunderts in fortschreitendem Maße den Geist des Mönchtums an Stelle der alten kontemplativen Behaglichkeit und mehr individuellen Entwicklung des religiösen Empfindens.

Mehr und mehr gewinnt das auf diesen Anschauungen zunächst in Frankreich erstarkende Mönchschristentum Herrschaft auf die Gemüter der abendländischen Welt überhaupt. Das religiöse Leben vertieft sich; allerorten regt sich das Bestreben nach werththätiger Bezeugung dieses religiösen Dranges. Hart bis zum Fanatismus gegen sich selbst, ist er so auch gegen andere. Jetzt entstehen im kleinen die Ketzerverfolgungen; im großen gebiert derselbe Geist den Gedanken jener kriegerischen Massenwallfahrten, der Kreuzzüge. Im Hirn eines französischen Mönches entstanden, so phantastisch, daß selbst die Kirche im ersten Augenblick davor erschrickt, faßt diese Idee in Frankreich doch schnell Boden. Französische Scharen sind die ersten, welche das abenteuerliche Unternehmen wagen; französische Fürstentümer im Orient — wenn auch ephemerer Natur — das unmittelbare praktische Ergebnis des Kampfes. Eine stets wirksame Waffe in der Hand des Papstes, um in entscheidenden Momenten die kaiserliche Politik zu lähmen, haben die Kreuzzüge der politischen Entwicklung unseres Landes viel Unsegen gebracht. Schon Konrad III. mußte dies empfinden. Und wie er im Jahre 1147 dem Drängen Bernhards von Clairvaux zu Freiburg trotz alles Sträubens nachgeben mußte, so konnten auch seine Nachfolger der Zeitströmung, die von Frankreich aus durch die Welt ging, nicht widerstehen.

Wie hier das französische Rittertum zum erstenmale von bestimmendem Einfluß auf die Politik Europas wird, so fördern gerade die Kreuzzüge durch die mannigfachen engen Wechselbeziehungen, welche sie zwischen den Scharen der teilnehmenden Länder herbeiführen, auch ganz wesentlich die Verbreitung des Geistes jenes französischen Rittertums durch das Abendland und ganz besonders bei den Deutschen. Seine Gesetze und Sitten verbreiten sich jetzt im deutschen Adel so folgenschwer, daß das gesellschaftliche Leben fast auf allen Gebieten den Einfluß davon empfindet, daß die Sprache des Ritters und mehr als das, unsere gesamte Litteratur davon durchseht wird. Wer will sagen, inwieweit etwa ohne die vom Westen kommenden Anregungen die mittelhochdeutsche Dichtung einen andern Gang genommen! Ein großer Teil ihrer epischen Stoffe ist bekanntlich romanischen Ursprungs.

Wie in das religiöse Empfinden, in Lebenssitte und Literatur, so hält nun auch französischer Einfluß seinen Einzug in die Baukunst. Diese nahm in dem mächtig aufblühenden Frankreich einen lebendigen Aufschwung. Mancherlei kam zusammen, sie zu fördern: die Stärkung des Königtums, die Bedeutung, welche seine Domaniastädte plötzlich gewinnen, der verstärkte Glaubenseifer im allgemeinen, die Opferwilligkeit der im Lande Zurückbleibenden, welche an verdienstvollem Thun nicht hinter den Kreuzträgern zurückstehen wollen, und nun, da sie ihre Person nicht einsetzen können für die heilige Sache, ihr Gut darbringen auf den Altären des Herrn. Auch in dieser opferfreudigen Hingabe der Laienwelt und in den großen baulichen Unternehmungen, die durch sie gefördert werden, gab Frankreich den Ton für Deutschland an.

Ungleich unserer heimischen Entwicklung zeigt die französisch-romanische Baukunst ein mannigfach gegliedertes Bild. Die dort im Mittelalter zwischen den einzelnen Landesteilen bestehenden Gegensätze führten auch solche in den baukünstlerischen Arbeiten herauf. So waren eine Anzahl provinzieller Schulen entstanden, in denen einzelne Seiten des mittelalterlichen Kathedralideals eine eigenartige Entwicklung durchmachten. Nur in ihren Resultaten, ohne Rücksicht auf deren Werden, kann auf diese hier kurz gedeutet werden: In den östlichen Gegenden herrschte jene klassisch klare, wenn auch unbewegliche Form des gebundenen Systems, wie wir sie in Deutschland kennen gelernt, und zwar kam sie hier vielleicht schon eher auf als in Deutschland; in der Auvergne war die reiche Chorbildung mit Umgang und Kapellenkranz ausgebildet worden, in der Normandie die zweitürmige Fassade mit dem Giebel zwischen den Türmen. Das Kreuzgewölbe war im ganzen Norden vorwiegend, die Tonnenbildung im Süden heimisch und seit alter Zeit schon hatten in der ehemaligen römischen „Provinz“, später auch in der Auvergne Experimente mit der Deckenbildung stattgefunden, die darauf abzielten, den Seitenschub des Mittelschiffsgewölbes durch (bisweilen schon spitze) Halbtonnen oder Halbtugeln auf die Außenmauern zu übertragen. Als man dann dahin gelangte, statt dieses fortlaufenden Systems der Lastübertragung den Druck auf gewisse Punkte des Baues allein zu beschränken, statt der Strebegewölbe nur Strebebögen in Verbindung mit den schon dem Römertum bekannten Strebepfeilern herzustellen, war der folgenreichste Schritt in der Entwicklung der mittelalterlichen Baukunst gethan. Gleichzeitig etwa mit dieser Neuerung tritt der Spitzbogen aus seiner bisherigen vereinzeltten Anwendung als eine konstruktive Notwendigkeit siegreich in die mittelalterliche Architektur ein.

Das Kreuzgewölbe auf runden Gurtbögen setzt die annähernd quadratische Gliederung der Decken und damit des Grundrisses voraus, und legt so der freien Entwicklung des letzteren Fesseln an. Sie wären beseitigt, sobald der Architekt statt der quadraten oblonge oder trapezförmige Gewölbefelder bilden könnte, denn deren Breite kann er je nach Bedürfnis einrichten. Solche Bestrebungen aber wurden ihm nahegelegt, sobald sich die reiche mittelfranzösische Chorbildung in jene Gegenden übertrug, in denen das Kreuzgewölbe die traditionelle Deckenbildung darstellte. Der nächstliegende Versuch, oblonge Kreuzgewölbe über rundbogigen Gurten anzuordnen, mußte auf unlösliche Schwierigkeiten stoßen, denn der ungleiche Durchmesser der beiden Gurtbögen giebt ungleiche Scheitelhöhen, so daß entweder die Gewölbekappen der Schmalseiten bis zur Scheitelhöhe ihrer Gurtbögen herabgesenkt oder letztere so überhöht werden müssen, daß sie das Scheitelniveau der größeren Gurtbögen erreichen. Beides künstlerische Monstruositäten! — Diese Härte aber wird vermieden, sobald man die Bögen in ihren Scheiteln einknickt, d. h. die unbeweglichen Rundbögen in die modulationsfähigen Spitzbögen umsetzt, welche die Differenz des Höhenpunktes zu vermeiden gestatten.

Wie nahe liegt scheinbar diese Lösung! Aber sie ist eine Neuerung von höchster Bedeutung; und zwar eine solche, die wahrscheinlich die That eines einzelnen Mannes gewesen. — Nachdem der Spitzbogen sich aber so, als konstruktive Notwendigkeit fast, dem suchenden Architekten aufgedrängt, geht er nun auch schnell auf die Dekoration über, um in konsequenter Anwendung den Rundbogen allmähig ganz zu beseitigen. —

Dies ist, wenn das Wort erlaubt, das „System der Entwicklung“, welche die französische Baukunst nahm. Langsam, sehr allmähig geht sie vorwärts; viele Jahrzehnte

vergehen, ehe uns Spätgeborenen naheliegend scheinende Fortschritte gewagt werden. Schließlich kommt das auf diesen Voraussetzungen erwachsende Resultat in derjenigen Provinz zuerst zum Durchbruch, in welcher währenddessen auch die Zentralgewalt Frankreichs erstarkt war: in der Île de France, dem Domanium des Königtums. Der Chor der Abteikirche von St. Denis, das Mausoleum des französischen Königshauses (1141), die Kirchen Notre Dame in Chalons (1157—1183), St. Remy in Rheims (1164—1181), die Kathedralen von Noyon (nach einem Brande von 1131), Laon (gegen 1173 im Chor fertig) und schließlich Paris (Chor 1163—1177) sind es hauptsächlich, in denen der neue Stil seine Ausprägung erhält. Aber man soll sich hüten, in dieser Wendung der Baukunst, die nur ein naturgemäßes Weiterentwickeln auf den alten Voraussetzungen ist, etwas neu, d. h. fremd Eintretendes zu sehen, einen zweiten mittelalterlichen Stil, der getrennt vom älteren und im Gegensatz zu ihm erblüht wäre.

Die Entwicklung des Formalen ist in Frankreich und Deutschland bei flüchtigem Hinschauen ziemlich die gleiche; auch die französische Baukunst hat ihren Übergangsstil, der dem deutschen nahe verwandt ist, den dieser in wesentlichen Punkten nachahmt. Aber was in Frankreich folgerechte Entwicklung, das wird in Deutschland eine mehr willkürliche Neuerung! — Was zuerst jedem Laienauge den Unterschied zwischen jenen damals modernen Bauten Franzien und der älteren Kunstweise kenntlich machte, war die Anwendung des Spitzbogens. Diese neue, in Frankreich auf konstruktiven Voraussetzungen erwachsene baukünstlerische Eigenart nun kam mit den französischen Sitten, mit dem Rolandslied, der Sage von Flore und Blancheflur, vom Gral und Parzival vom Westen her zu uns.

Der Deutsche ist nicht neuerungsfüchtig; nur langsam findet fremdes Wesen Eingang bei ihm. Dann freilich haftet es um so zäher, wird ihm ein Teil seiner Eigenart. So bewegt sich die deutsche Architektenwelt des zwölften Jahrhunderts auch noch lange unbekümmert um das, was jenseits der Ardenne sich vollzogen, im alten Geleise weiter. In mächtigen Werken hatte unter den Saliern die Baukunst ein bestimmt nationales Gepräge gewonnen. Hersfeld, Limburg und Goslar, die im einzelnen nach Gebühr noch nicht gewürdigte Bauhätigkeit Heinrichs IV., wie sie sich an so vielen Kathedralen ihm treu gebliebener Bischöfe äußert, die Schöpfungen des sächsischen Provinzialismus sind Markzeichen einer großen und unabhängigen Entwicklung, die in der ersten Hohenstaufenzeit ihre Höhe erreicht. Fest hält man an dem einmal im Lande gereiften romanischen Konstruktionschema, und als dessen Leistungsgrenze erreicht war, kommt man nunmehr in naturgemäßer Entwicklung dazu, das konstruktiv fixierte Gebilde dekorativ reicher und üppiger durchzubilden. Nur wie eine neue Mode drängt sich dabei der Spitzbogen ein; da er aber ohne innere Notwendigkeit das feste Gefüge des alten Formenapparates durchbricht, so wirkt diese Neuerung zugleich zersetzend auf den einheitlich strengen Geist desselben ein. Am weitesten gehen hierin gerade die Gegenden, welche die höchsten Gebilde des romanischen Stiles geschaffen, die Rheinlande. Hier erwächst in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts auf Grund der sich von westwärts her eindringenden neuen Elemente eine Dekorationslust, welche den Ernst des älteren Stiles allmählig in spielende, oft geradezu barocke Formengebung auflöst.

Um so leichter konnte dies geschehen, da der romanische Stil im Gegensatz zur Antike und zur Gotik keine kanonischen Formeln für die Einzelheiten ausgebildet hatte. Alles ist bei ihm der freien künstlerischen Phantasie überlassen; diese aber erblühte in jener Jugendzeit unseres Volkes in so üppiger, mannigfach schillernder Weise, daß kein Baustil der früheren oder späteren Zeit sich mit dem romanischen vergleichen kann an Reichtum der Synonymen, an Pleonasmen der Ausdrucksweisen für dieselben Bauglieder. Man denke nur an den unerschöpflichen Reichtum der Kapitellformen, an die mannigfaltigen Profilbildungen, die vielseitigen

Variationen, deren das Flächenornament, der Rundbogensfries, die Basis, deren jedes Glied fähig ist.

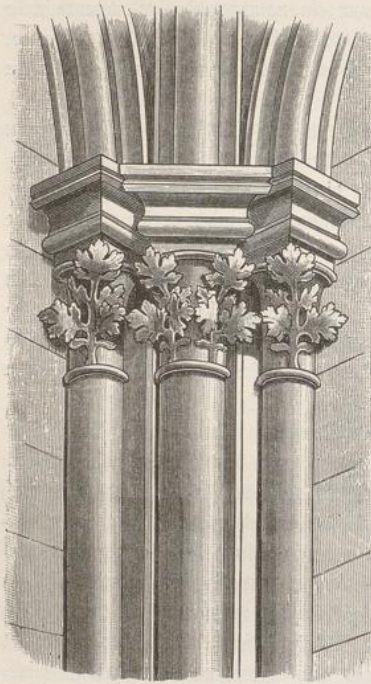
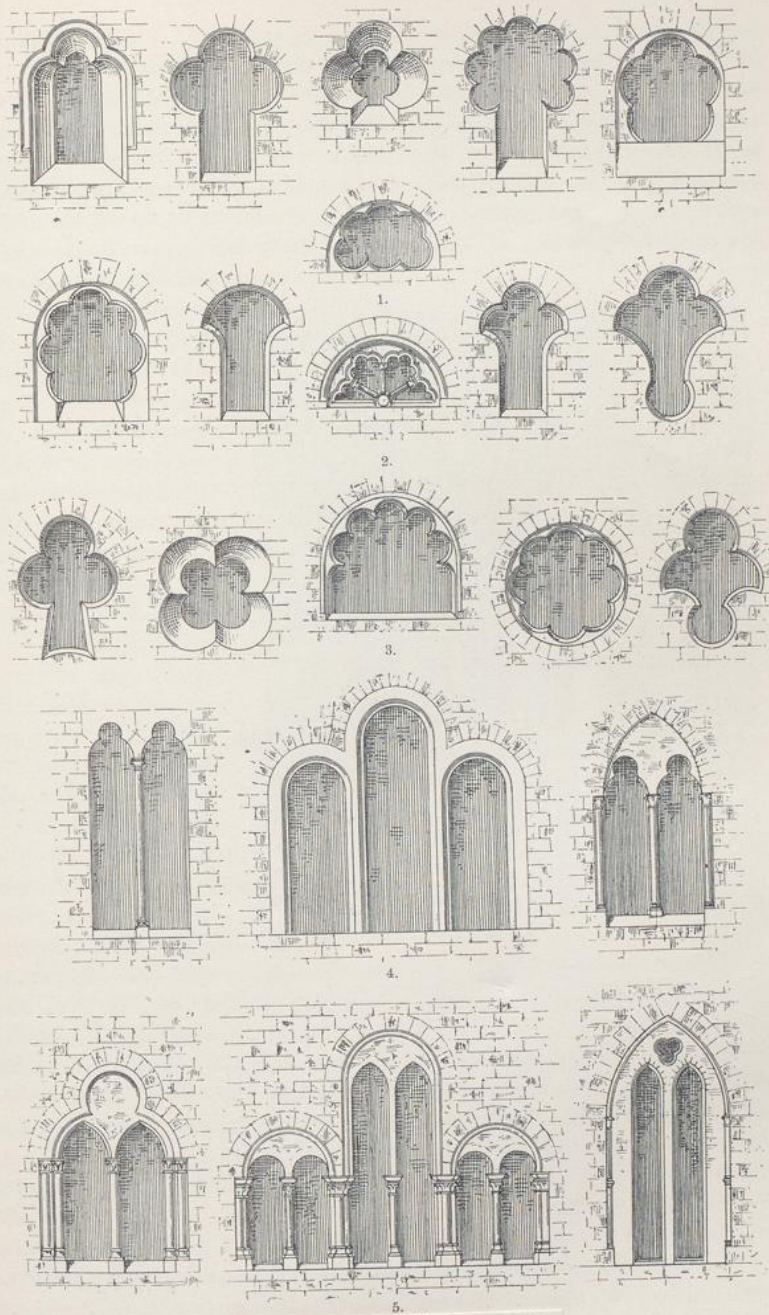


Fig. 98. Gotisches Kapitell zu Offenbach am Glan.

Infolge des Eindringens französischer Motive aber verschwindet die durch die Kreuzzüge besonders in Aufnahme gebrachte Vorliebe für Flächenornamentik; der bisherige Reichtum innerhalb der tektonischen Schranken schlägt über in ein phantastisch übermütiges Spiel mit Formen, welches sich nicht immer an bestimmte Gesetze bindet. Ziemlich gleichzeitig tritt der Spitzbogen im Rheinlande an den Wölbungen und in der Dekoration auf. Und wie er selbst eine neue Mode des Fensterabschlusses bietet, so regt sein Auftreten auch die Phantasie sofort zu einer Reihe anderer Formen an, dem Kleeblatt-, Hufeisen-, Fächer-, dem ausgezackten Bogen, ferner zu völlig barocken Bildungen, wie die dem Treffle gleichende, dem langgezogenen Bierpaß oder anderen willkürlichen Gestaltungen mit konvexen Seiten. Im Verlauf der Dezennien klärt sich aus dieser Vielheit der Fensterformen das gepaarte oder dreiteilige Spitzbogenfenster ab — der erste Schritt zum gotischen Maßwerfenster.

Mit dem Spitzbogen kam aus Nordfrankreich auch allgemach die Dekorationsart und die Detailbildung des sich dort neu bildenden Stiles. Statt des romanischen Würfelkapitells war daselbst aus Ursprüngen, die, wie fast jede Einzelform des früheren Mittelalters, auf die Antike zurückgehen, das Kelchkapitell, anfänglich mit stilisiertem Knollenblattwerk, allmählig mit immer realistischer sich gestaltenden Blattgebilden aufgekommen, die einzeln und getrennt voneinander dem Kelch aufgelegt werden. Auch in Deutschland war seit dem Modewerden reichere Ornamentation im romanischen Stil neben dem altromanischen Würfelkapitell die Tradition der korinthischen Bildung wieder wach geworden, und zwar damals in jener Umdeutung, die diese in der Architektur des Orients erfahren. Der Geschmack der heimkehrenden



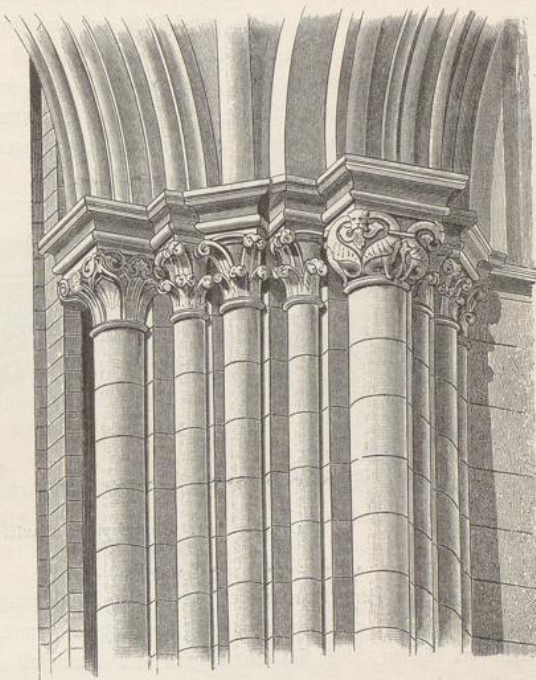
fensterformen des Übergangs-Stils.

1. Reihe: Cobern, Sinzig, Cobern; darunter: Heisterbach; Neuß, Sion. — 2. Reihe: Sion, Apseln, Cobern, Neuß, St. Gereon. — 3. Reihe: Neuß, Cobern, St. Gereon, Heisterbach, Neuß. — 4. Reihe: St. Katharina in Braunschweig, Otterberg, St. Katharina in Braunschweig. — 5. Reihe: Gelnhausen, Turm am Dom zu Mainz, St. Gereon.

Kreuzfahrer war es, wie wir gesehen, der diese halb arabischen, halb korinthischen, immer reich ornamentierten Gebilde seit der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in Aufnahme brachte. — Dieser allgemeine Verbreitung in allen Teilen Deutschlands erlangenden Form folgt dann mit dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts das französische Knospen-, und im zweiten Viertel des Jahrhunderts das gotische Blattkapitell. Diese verschiedenen Elemente mischen sich in jenen Jahrzehnten des Gärens vielfach an demselben Bau, gelegentlich an demselben Stützbündel. Ein hervorragendes Beispiel dafür bieten die östlichen Wierungspfeiler der Kirche zu Offenbach am Glan, an denen neben der reliefierten Würselsform die arabisch-korinthische Bildung für die Hauptvorlagen und das Knospenkapitell für die Nebstützen auftritt, während im Querschiff daneben bereits die realistische Bildung der Gotik sich zeigt.

Mit dem neuen Detail kommt auch die Triforien-galerie, jene flache Wandarkatur zwischen den Vogenstellungen des Hauptschiffes und den Oberfenstern, kommt überhaupt die Lust an der dekorativen Belebung der Wand durch Blendarkaden. Daneben gewinnt vornehmlich im Rheinland, wo sie ja in einer Anzahl von Beispielen auch während der rein romanischen Zeit nach-

weisbar, die Empore über den Seitenschiffen eine Zeitlang größere Verbreitung. Beispiele dafür bieten unter anderen die Kirchen zu Andernach, Sinzig, Heimersheim, Linz, Erpel, Limburg, Boppard, Bacharach und Neuß. Vornehmlich dekorativen Zielen dienen auch die überschulanten Wandsäulchen, welche gern den Pfeilern beigegeben oder aber selbständig verwendet werden. Daß sie in tektonischer Hinsicht häufig die Träger der jetzt aufkommenden Gewölberippen oder der Wulste der reich profilierten Arkadenbögen sind, dient mehr als eine Entschuldigung denn als funktionelle Begründung ihrer in erster Linie dekorativen Bestimmung. Beispiele in Fülle bieten dafür die Klostergebäude von Maulbronn. Wenn diese feinen Stützen frei vor die Wand gestellt sind, bedarf es gelegentlicher Zungensteine, um sie in bestimmten



Maurisch-korinthische Form. Knospenkapitell. Dekoriertes Würfelkapitell.

Fig. 99. Kapitellformen zu Offenbach am Glan.

Intervallen mit der Mauermaße in Verband zu setzen, da sie sich in ihrer Schlankheit nicht frei tragen können. Diese Binder dekoriert man gern in Form von Ringen; solche „Schaftlinge“ legen sich aber auch ganz allgemein lediglich als Ornament um die Säulen; und zwar so häufig, daß sie geradezu ein charakteristisches Moment im Dekorationsapparat des Übergangsstiles bilden. Die Basen neigen zu breitem Auseinanderfließen der Formen, sie werden niedriger, springen weiter vor und ragen gern über die unteren rechtwinkligen, später ins Achteck übergehenden Sockel hinaus. Das Eckblatt wird seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts abgeworfen. Kannte schon die ältere Zeit die Häufung der Säulen an gewissen Bauteilen, so schließt man die allein schwächlich und unsolid aussehenden dünnen Wandsäulchen, welche nun Mode werden, in dekorativer Lust erst recht gern zu Gruppen zusammen. Jetzt entstehen auch die reichsten jener schon früher hervorgehobenen Portalbildungen, gelegentlich Werke von klassischer Vollendung, wie jenes herrliche weitbekannte Portal der Klosterkirche von Heilsbrunn; jetzt werden in ähnlicher Weise auch

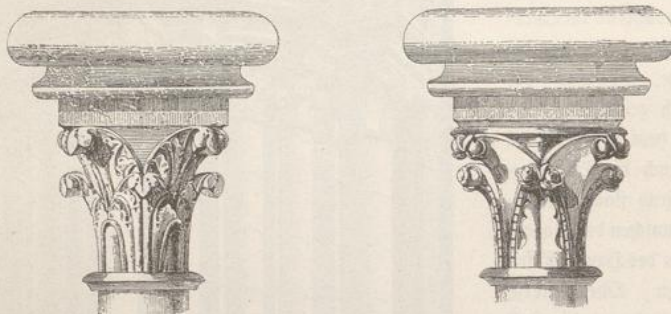


Fig. 100 u. 101. Säulenkapitelle, Heilsbrunn.

die Schrägen der Fensterwandungen gern mit Wandsäulchen besetzt (was früher nur selten geschah), jetzt wird der Pfeiler reicher abgestuft, nur um die Ecken mit Säulchen besetzen zu können, die sich dann gern als Rundstab an den Arkaden fortsetzen. Dies Operieren mit der schlanken, rein dekorativen Wandsäule, diese reichgegliederten Pfeiler mit Dreiviertelsäulen an allen Ecken und Halbsäulen an allen vier Flächen, diese vielfache Gliederung der Wand, dieser Reichtum profilierter Glieder in vertikaler Richtung sind neue Momente der Dekoration, welche im Gegensatz zur romanischen Flächenmusterung stehen. Gegenüber dieser geräuschvollen Schmückung des Ganzen tritt die alte Weise der zierlich skulptierten Details an einzelnen wenigen Gliedern und die Ausnutzung der weiten glatten Wandfläche für Malerei zurück.

Der Grundriß bleibt zunächst der alte romanische. Als aber der Spitzbogen erst einmal heimisch ist, braucht man nicht mehr ängstlich am gebundenen System festzuhalten; ganz allmählig tritt es in den Hintergrund, verdrängt von der elastischeren französischen Travee (ein oblonges Joch im Hauptschiff, dem ein annähernd quadrates in den Seitenschiffen entspricht), die ja gelegentlich auch in älterer Zeit bereits aufgetreten war; am frühesten in Laach. Im Gegensatz zu dem älteren

Schwanken im System der Wölbung, wird jetzt das Kreuzgewölbe die ausschließliche Deckenform; aber die Methode seiner Bildung ändert sich. Statt es, wie bisher, als zusammenhängendes Ganzes zwischen den Gurtbogen einzuspannen, gliedert man das rechtwinkelige Feld in der Richtung der Grate zunächst noch einmal durch kleine profilierte Gurtungen, die sogenannten Rippen, und spannt nun zwischen dies so gewonnene Skelett die vier Kappen. So beginnt die Zerlegung des bisher einheitlichen Gewölbefeldes in eine Anzahl von Unterabteilungen. Sie kann natürlich willkürlich gesteigert und mannigfach variiert werden. Fünf-, sechs- und achteitige Kreuzgewölbe wendet bereits die Übergangszeit gelegentlich an, aber auch die reiche Stern- und Netzform der späten Gotik beruht auf demselben Prinzip.

Die Rippen und Gurte übertragen den Druck der Gewölbe im wesentlichen auf einzelne bestimmte Punkte. Diese besonders widerstandsfähig zu gestalten, ist also die Aufgabe, während die dazwischen liegenden Wandflächen, welche nichts zu tragen haben, schwächer gebildet werden können. So treten allmählig statt der romanischen Lisen die seit der Karolingerzeit in Deutschland nicht mehr üblichen Strebebögen, danach die Strebebögen auf. — Mit der Verdrängung der Halbkuppeln und der Anordnung von Rippengewölben wird auch die Ersetzung der alten halbrunden Apsidenbildung durch Polygonalformen heraufgeführt. — Der Rundbogen kommt eben in all seinen Erscheinungsformen außer Geltung.

So reißt allgemach aus dem Alten ohne Härte ein Neues. Wohl sind Ausgangs- und Endpunkt scharf voneinander verschieden; aber zwischen ihnen liegt eine lange Reihe von Übergangsstufen, welche die Gegensätze vermitteln, so daß diese bei dem langsamen Werden des Neuen den Zeitgenossen nur selten voll zum Bewußtsein gekommen sein werden. —

Erst in dem Augenblick, wo auch in Deutschland der konstruktive Gewinn des Spitzbogens konsequent gezogen wird und wo zugleich das ornamentale Empfinden der alten Zeit sich zu dem neu-französischen Realismus abgeklärt hat, kann von einem Eintreten der Gotik als geschlossenem Baustil die Rede sein. Das dauert noch bis in das zweite Viertel des dreizehnten Jahrhunderts. Nahezu zwei Menschenalter braucht also die neue Idee, ehe sie nach ihren ersten Regungen in Deutschland als fertiges Ganzes zum siegreichen Durchbringen gelangt. In die Zwischenzeit fällt eine glänzende Entwicklung der deutschen Baukunst, die Entstehung einer Fülle von Werken, die neben konstruktiver Beherrschung der jedesmaligen Aufgabe durch Adel der Formgebung bei völlig individueller Ausbildung verklärt sind. Diese vollendete Subjektivität — wenn der Ausdruck gestattet ist — der Bauten des dekorativen Übergangsstiles setzt sie in ästhetischer Hinsicht in Gegensatz zur späteren, durch Regeln in feste Bahnen gebannten, allmählig im Formelwesen erstarrenden Gotik.

Aber auf die Dauer unterliegt der Romanismus dem siegreichen Vordringen der gotischen Idee. Ihrem mittlerweile zu organischer Gesetzmäßigkeit durchgebildeten Kanon kann der germanische, schließlich in Zügellosigkeit ausartende Subjektivismus nicht widerstehen. — Dieselbe Erscheinung in der Baugeschichte wie in der politischen.

Diese Übergangsentwicklung vollzieht sich am frühesten und zugleich in den glänzendsten Beispielen im Rheinlande. Hier auch erreicht die Lust am dekorativen Apparat ihre Höhe. Aber die Dekoration erwächst hier nicht aus jenem feinen Gefühl in der Bildung der Einzelheiten und namentlich des Ornamentes, welches den sächsischen Bauten eine hervorragende Stellung in der allgemeinen Entwicklung sichert, sondern sie verfolgt eine gröbere Wirkung in die Ferne. Die Details und Profile sind oft derb genug; mehr effektiv auf Massenwirkung berechnet, als feinfühlig durchgebildet.

Die Anfänge dieser neuen Bewegung hätten sich schon bei einzelnen der im vorigen Kapitel betrachteten Werke in deren späteren Teilen verfolgen lassen, so in Groß St. Martin und der Apostelkirche zu Köln, in der Klosterkirche zu Knechtsteden u. v. a.; sie kommt zu voller Blüte in einer Anzahl von Kirchen vornehmlich längs der Rheinufer, deren romantischer Reiz zum guten Teil gerade durch diese schlanken und eleganten, reich geschmückten und phantastischen Bauten bedingt ist. Andernach, Basel, Bacharach, Bonn, Boppard, Braunweiler, Koblenz, Köln, Neuß, Ramersdorf, Sinzig sind hervorragende Beispiele der Art, denen sich im Lande Limburg a. d. Lahn, Karden, Koblenz, Merzig, Enkenbach, Gladbach, Münstermaifeld, Altenberg, Werden anschließen, um nur diese Werke aus der reichen Fülle des Vorhandenen hervorzuheben. Die hervorragendsten und stilistisch-einheitlichsten von ihnen sind in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, viele aber in den genauen Baudaten nicht bestimmbar. Damals hatte der Krieg der beiden Gegenkönige Philipp von Schwaben und Otto IV. mit Brand und Plünderung in den Städten des Rheins gewütet und vielfach die Kirchen zerstört. Als dann nach dem Tode Philipps (1208) ruhigere Zeiten wiederkehrten, wetteiferten die wohlhabenden Gemeinwesen in der Errichtung prächtiger Gotteshäuser; Werke, in denen der Hohenstaufenzeit poetische Phantastik und ritterlicher Übermut ihre bauliche Verkörperung finden.

Anderes wieder stammt im Kerne aus älterer Zeit und macht gelegentlich die ganze Wandlung des Stiles mit. So z. B. das Münster St. Cassius und Florentius zu Bonn. Hier gehören die Westteile von Chor und Krypta noch dem elften Jahrhundert an; den Ostschluß dieser Partien veränderte die Mitte des zwölften Jahrhunderts ganz im Stile der großen Kölner Kirchen, der Rest, die vier Joche des Langhauses und die Kreuzarme mit ihrem polygonen Schluß fallen in den Anfang des dreizehnten: das Ganze, ein Werk von schlanker Silhouette, zeigt durch den großen alles beherrschenden Vierungsturm eine gewisse Hinneigung zur Zentralanlage auf der Basis von Schwarzrheindorf und Groß St. Martin. Im Langhaus kommen schon Strebebögen vor, freilich noch schwerfällig und schmucklos; plump in den Mauermassen, der Bogen ziemlich aus dem Viertelskreis. Wann diese wichtige Neuerung zum erstenmale auf deutschem Boden auftritt, wird vielleicht niemals mit Sicherheit zu bestimmen sein, da gerade für die entscheidenden Werke bestimmte Daten fehlen. Es muß deshalb vorerst genügen, sie in Bonn, an den Ostteilen von St. Maria am Kapitol, an dem Polygon von St. Gereon und zu Heisterbach ziemlich gleichzeitig nachzuweisen. Im Innern herrscht in den Hauptgliedern noch der Rundbogen, aber die reiche Wandbelebung weist auf die auf-



Kirche zu Andernach.

kommenen französischen Motive: über den Arkaden des Langhauses eine Triforien-galerie, dann in jedem Schildbogen des Obergadens drei gruppierte Fenster, das mittlere davon das größte; an den Gewölben Gurte und Rippen, letztere freilich ausschließlich im Rundstab der Pfeilervorlagen gebildet. — Am Äußeren sind die Obergadenfenster des Langhauses verkleidet durch eine zierliche Spitzbogenarkatur, eine Umdeutung der alten Zwerggalerie.

Um etwas älter in der stilistischen Gesamterscheinung ist die Pfarrkirche zu Andernach, ein Bau, der im wesentlichen in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts vollendet worden und nur in seinem nordöstlichen Chorturme Reste der Anlage aus der ersten Hälfte des elften Säkulums besitzt: eine Pfeilerbasilika des gebundenen Systems mit vier Türmen, zwei neben der Apsis, zwei im Westen. Zwischen letzteren unten eine Vorhalle und darüber Empore; Emporen auch über den Seitenschiffen; kein Querbau. Der Spitzbogen tritt konsequent nur in der Wölbung auf, hier aber bereits in Ver-

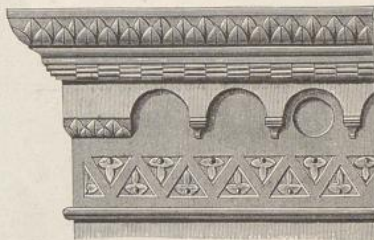


Fig. 102. Gefims, Andernach.

bindung mit einem birnförmigen Profil der Rippen, diesem charakteristischen Kennzeichen der beginnenden Gotik. In den zwei unteren Geschossen der Fassade herrscht die rheinische große Rundbogenblende; dann beginnt über reichem Rundbogenfries der eigentliche Turmbau in phantastischen Übergangsformen mit spitzem Giebel zwischen den Türmen. — Die östliche Apsis, mit der der Bau offenbar begonnen, lehnt sich unverkennbar an Groß St. Martin und die Apostelkirche von Köln: hier wie dort in den unteren Teilen die großen und kleinen Rundbogenblenden, dann der bezeichnende Plattenfries mit der Zwerggalerie; endlich darüber im Giebel des Mittelraumes die sich verjüngende Nischenreihe. Nur hier alles schlanker, reifer.

Stärker schon tritt die Dekorationslust der Zeit in der Pfarrkirche zu Boppard hervor, deren Unterteil mit den schweren, niedrigen, weitgestellten Pfeilern und Rundbogenarkaden noch aus dem zwölften Jahrhundert stammt, während die Oberteile des Langhauses, der aus fünf Seiten des Zehneckes geschlossene Chor und die mächtigen, hier an Stelle der Kreuzarme stehenden Türme den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts angehören. Im Inneren folgt auf die einfachen Arkaden eine Emporengalerie mit reichen rundbogigen, aber wieder sehr breiten Gruppenfenstern, darüber ähnliche kleine Öffnungen in dem Dachraum der Seitenschiffe, endlich im Obergaden Fenster, die fächerartig ausgezackt in das Gewölbe einschneiden. Dies ist befremdlicher Weise eine spitzbogige Tonne, welche durch starke Gurtungen in Joche zerlegt und innerhalb jeder derselben mit sechzehn Scheinrippen besetzt ist. Reicher noch, mit durchgehender Anwendung des Spitzbogens ist der Chor gebildet. Seine Gliederung mit der Blendarkatur und den kleinen Rundfenstern unter den großen halbrunden Lichtöffnungen und einer zweiten, die letzteren umschließenden Blendenreihe darüber, endlich der Schluß aus fünf Seiten des Zehneckes sind charakteristische Eigentümlichkeiten des rheinischen Übergangsstils. Ebenso kehrt seine äußere Gliederung

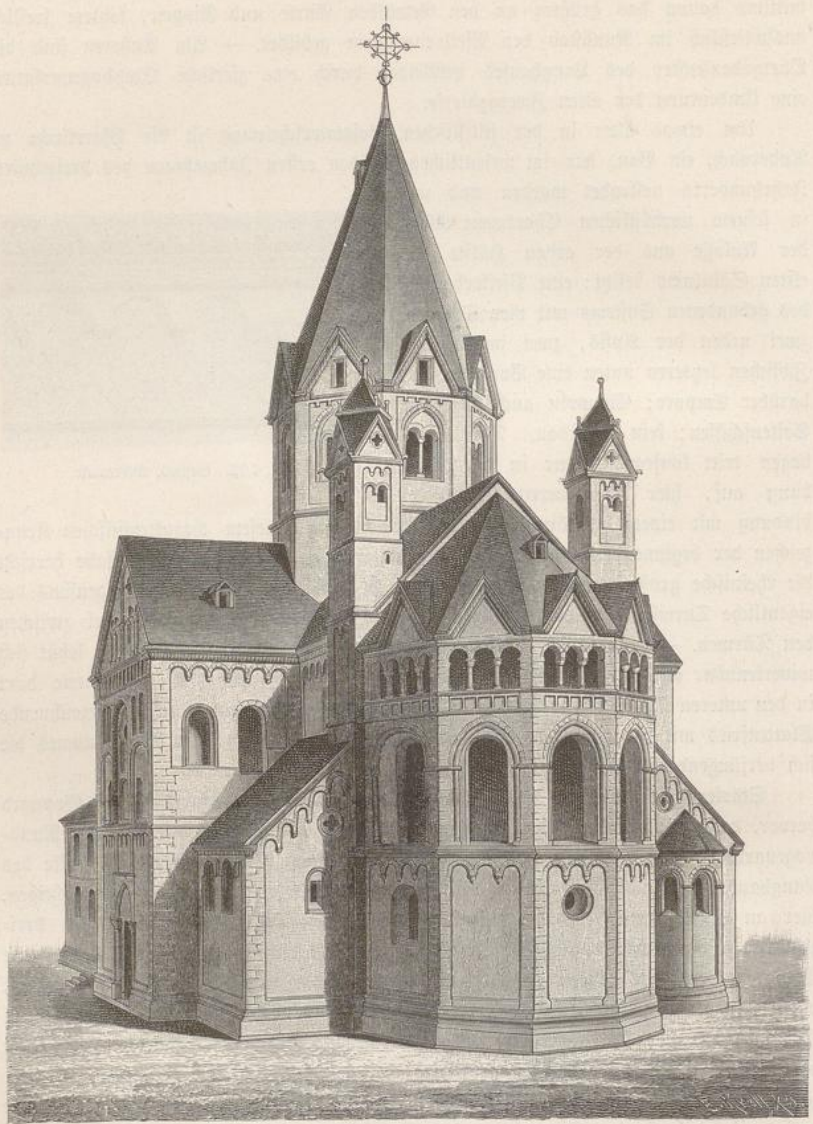


Fig. 103. Dfseite der Kirche zu Singig.

mit den Eklisen, den zwei Geschossen, von denen das obere eine Blendearchitektur zeigt, und darüber die Zwerggalerie mehr oder weniger variiert an den meisten Bauten dieser Gruppe wieder. — Vielfache Verwandtschaft zu Boppard zeigt das Innere der Kirche von Sinzig bei gedrängteren Höhenverhältnissen. Über den Emporen sitzen hier gleich die Obergadenfenster, welche wieder Fächerform haben; auch die Dekoration des Chores ist die gleiche, nur hier rundbogig, während in Boppard an diesen Teilen der Spitzbogen herrscht. Auch diese Fassade turmlos; dafür legen sich zwei ganz kleine Türmchen an den Altarbau, während ein kräftiger, achteckiger Wierungsturm das Ganze um so mehr beherrscht, als das Langhaus nur aus zwei Jochen des gebundenen Systems besteht.

Nahe verwandt der Chorbildung von Sinzig ist die der Kirche St. Martin zu Münstermaifeld; auch zeitlich stehen sich beide Bauten so nahe, daß man in Versuchung kommt, die Hypothese aufzustellen, der Architekt von Sinzig habe nach Vollendung seines Werkes etwa in den zwanziger Jahren den Chorbau zu Münstermaifeld begonnen. Man vergleiche die Abbildungen! Dieselbe Grundidee mit dem aus fünf Seiten des Behecks geschlossenen Altarhaus und den halbrunden Apsidiolen in den Kreuzarmen (letztere in Sinzig nur an einer Seite durchgeführt); auch dieselbe Gliederung des Aufbaues, nur in Münstermaifeld alles ein wenig reifer, mehr der Gotik zuneigend; die Eklisen sind hier schon als schüchterne Strebebögen gedacht, die großen Fenster spitzbogig, die Gesimse mehr gotisierend. Und hier wie da endlich der eigenartige, in Deutschland neue Abschluß der Polygonseite durch Spitzgiebel. Einen weiteren Fortschritt der Entwicklung zeigen dann die Langseiten des Altarhauses: hier energische Strebebögen, große gereimte Fenster, die Zwerggalerie in Spitzbogenformen; das Langhaus endlich zeigt mit seinen Strebebögen und keuschen Maßwerfenfenstern gar die Formen der frühen Gotik, also eine dritte Änderung des Entwurfes! — dies alles innerhalb einer Zeit, die offenbar nicht mehr als etwa dreißig Jahre umfaßt. Das Seitenportal, welches die Abbildung bietet, gehört erst dem vierzehnten Jahrhundert an (geweiht 1332) und derselben Periode wohl auch die absonderliche Turmkrönung der alten romanischen, im Nachener Schema gebildeten Westfront. Der in Abbildung gleichfalls beigelegte Querschnitt mag als typische Darstellung der damaligen Durchbildung des Chorinnern im Rheinland dienen: weitverbreitet ist diese Gliederung in zwei Geschosse, die Blendarkaturen und Rundbogenfriese, die Bündelsäulen und Schafringe. Häufig im unteren Geschos noch Fenster und zwar runde; diese waren ursprünglich auch in Münstermaifeld vorhanden, wurden aber später vermauert. Nur die Verhältnisse und Maße schwanken und ebenso die rein willkürliche Verwendung von Spitz- oder Rundbögen.

Eine neue Variante bietet die Kirche zu Merzig: zunächst die in so später Zeit auffällige Form einer Säulenbasilika mit spitzbogigen Arkaden und großem Westturm, die Gewölbe, soweit sie alt sind, mit rundprofilierten Rippen. Alle Fenster rundbogig und auch das sämtliche Ornament noch völlig im Geiste der alten Zeit. Diesen traditionellen Formen gegenüber hat die ganze Dekoration etwas Fremdartiges. Ihre reichen, auf Konsolen gestellten Gesimse mit den Schuppen- und Würselfriesen, ihr Reichthum einzelner Bogenleibungen mit gelegentlich absonderlich geometrischen Ornamenten sind nicht rheinische, sondern eher westfranzösische Bauart. —

Die Beziehungen der einzelnen Nationen zueinander sind eben in jenen Jahrzehnten ungleich lebhafter geworden, als früher: von Frankreich ausgehende Mönchsgenossenschaften, nach den Clugniazensern vornehmlich die Cisterzienser, haben einen

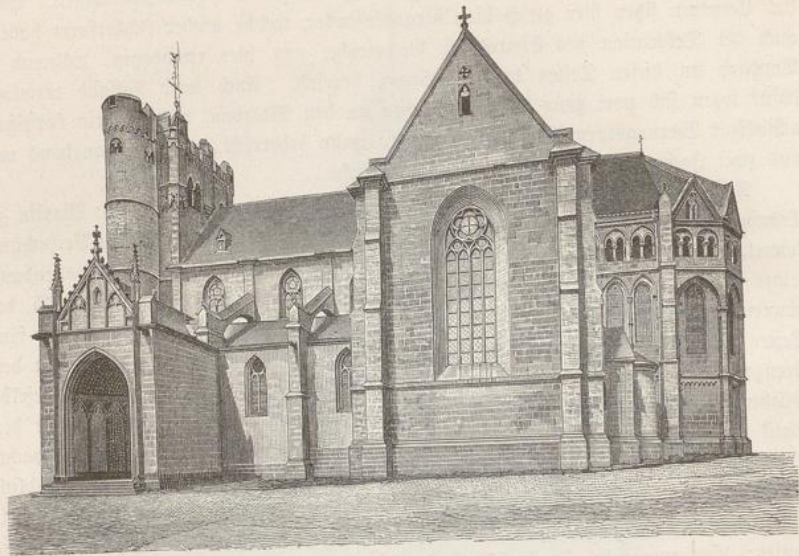


Fig. 104. St. Martin zu Münstermaifeld.

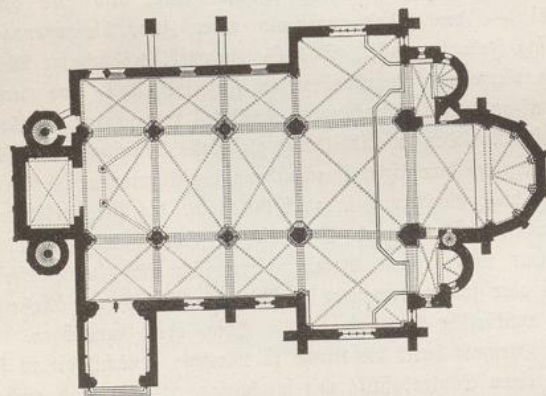


Fig. 105. Grundriß von St. Martin zu Münstermaifeld.

systematisch organisierten Wechselverkehr zwischen beiden Ländern hervorgerufen, die Kreuzzüge das ganze Abendland in seinen einzelnen Gliedern gemischt und als Ganzes mit dem Orient in folgensweren Kontakt gebracht. So entsteht ein vielseitiges Hinüber und Herüber, ein Aufnehmen und Verarbeiten fremder Elemente, das sich

natürlich besonders lebhaft fühlbar macht in den Städten längs jener großen Völkerstraße des Mittelalters, dem Rheinthal.

Unter den Wundern des Orients erschauten die Kreuzfahrer kein Bauwerk, welches mehr in ihrer Phantasie haftete, als die Grabesrotunde des Heilands. Konstantin hatte über der ursprünglichen Grotte einen von zwölf Säulen getragenen Kuppelbau in Verbindung mit einer Basilika errichten lassen, den die Kreuzfahrer in frühgotischen Formen umbauten. Erst i. J. 1807 hat ein Brand dies Werk vernichtet. — Früh schon hatte es die Gemüter der Gläubigen auch im Abendlande beschäftigt; aus dem neunten und zehnten

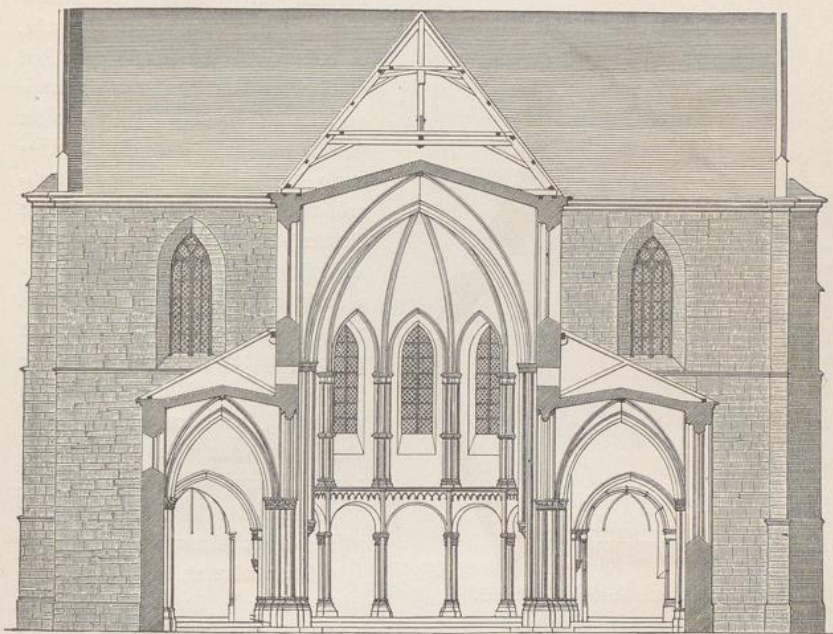


Fig. 106. Durchschnitt von St. Martin zu Münstermaifeld.

Jahrhundert bereits sind Beispiele bekannt, daß aus dem heiligen Lande heimgekehrte Pilger in verehrungsvoller Erinnerung gerade dies Bauwerk zu kopieren suchten, welches das besondere Denkmal für das höchste Mysterium des Christentums, den Tod des Gottessohnes, bildete. Seit dann die Kreuzzüge große Scharen von Gläubigen nach Jerusalem führten, entstanden allervorten in Deutschland kleine Zentralanlagen, die oft schon durch ihre Bezeichnung als „Heilige Grabkapellen“ auf die Derivation deuten. Häufig allerdings dienen derartige Bauten auch ganz allgemein kirchlichen Zwecken; dann danken sie ihre Entstehung wohl nicht immer gerade der Grabeskirche, sondern vielleicht auch dem mächtigen Eindruck, den ein zweites Gotteshaus Jerusalems auf den empfänglichen Sinn der Pilger gemacht, jener Felsendom auf Moriah, den der Kalif Abdelmelek im Jahre 688 auf der altheiligen Stelle des Salomonischen Tempels erbaut hatte,

und den die Kreuzfahrer in eine christliche Kirche verwandelten. Unter diesen Bauten ist die Matthiaskapelle auf der ehemaligen Burg zu Koblenz ein Werk in so phantastisch spielenden Übergangsformen, daß man geneigt ist, auch darin eine naive Wiederbelebung arabischer Reminiszenzen zu sehen. Inmitten eines umlaufenden achteckigen Nebenschiffes, an welches sich das aus dem Dreivierteltkreis gebildete Altarhaus legt, steigt auf acht Säulenbündeln der hohe Mittelraum auf. Den Eindruck des originellen Werkes giebt die Abbildung vollkommen wieder: sie zeigt das fächerartige, aus kleinen gegen den Mittelraum ansteigenden Tonnen gebildete Nebenschiffgewölbe mit seinen dicken Wulststreifen, zeigt die Gruppierung der Säulen: vier schlankere

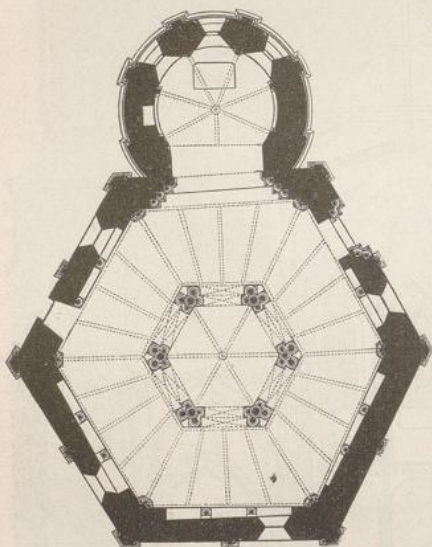
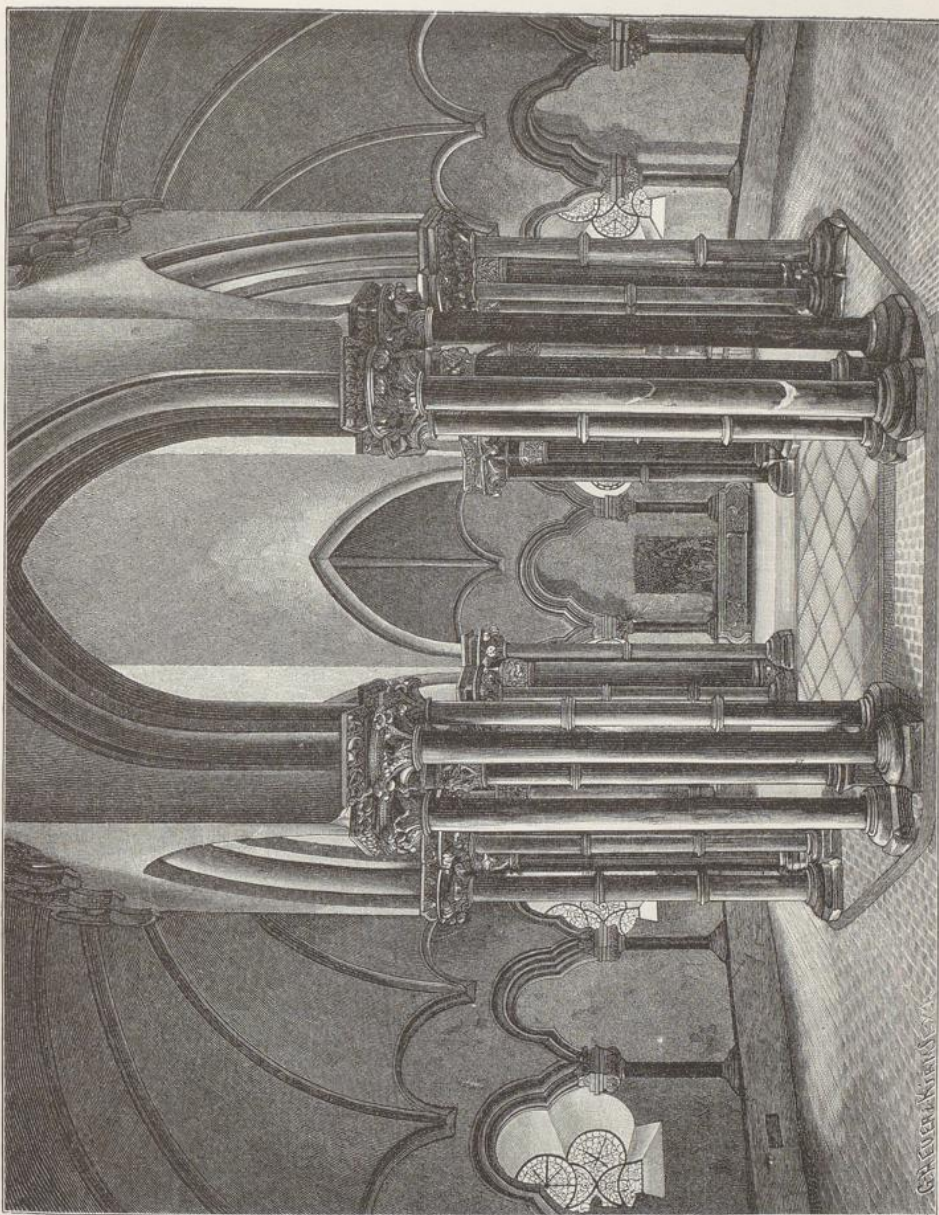


Fig. 107. Matthiaskapelle zu Koblenz.

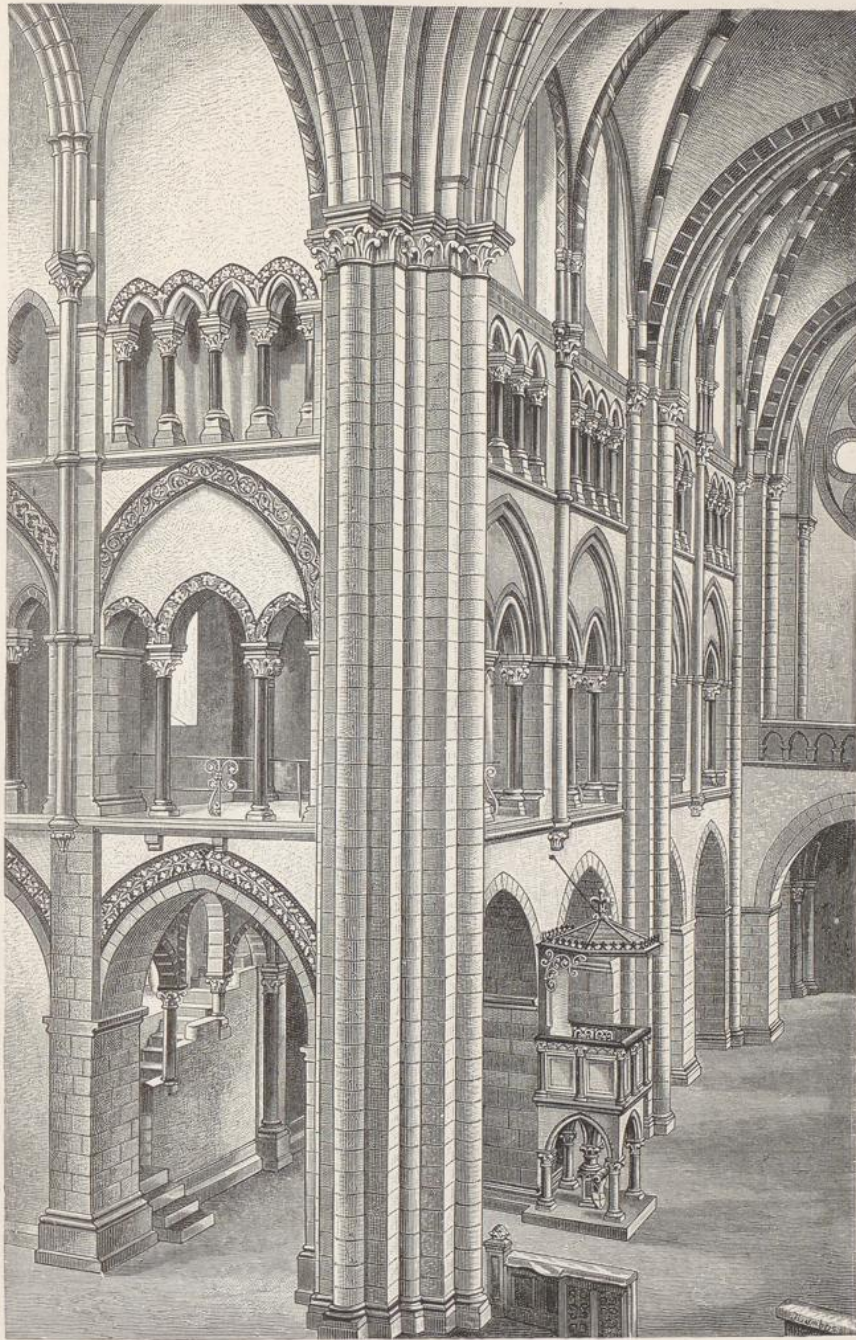
um eine stärkere und kürzere Mittelstütze, zeigt die überreichen Kapitelle, in deren Formen alte und neue Zeit miteinander kämpfen, die treffelförmigen, sehr tief sitzenden Fenster und die Gliederung der inneren Seitenschiffswand durch kleeblattförmige Blendarkaden; sie zeigt ferner die spielende Verwendung der Schafringe, welche absichtlich in verschiedenen Höhen angebracht sind, um malerischer zu wirken, und endlich den stark überhöhten und deshalb an den Orient gemahnenden Spitzbogen vor der Altarnische. Ähnlich phantastisch und von der Tradition abweichend ist auch das Äußere dekoriert. Hierzu die Mannigfaltigkeit des Materials: Basalt, Sandstein, schieferartiger schwarzer Marmor.

Leicht wäre es, die Zahl der Beispiele für alle Entwicklungsstadien der dekorativen rheinischen Schule zu

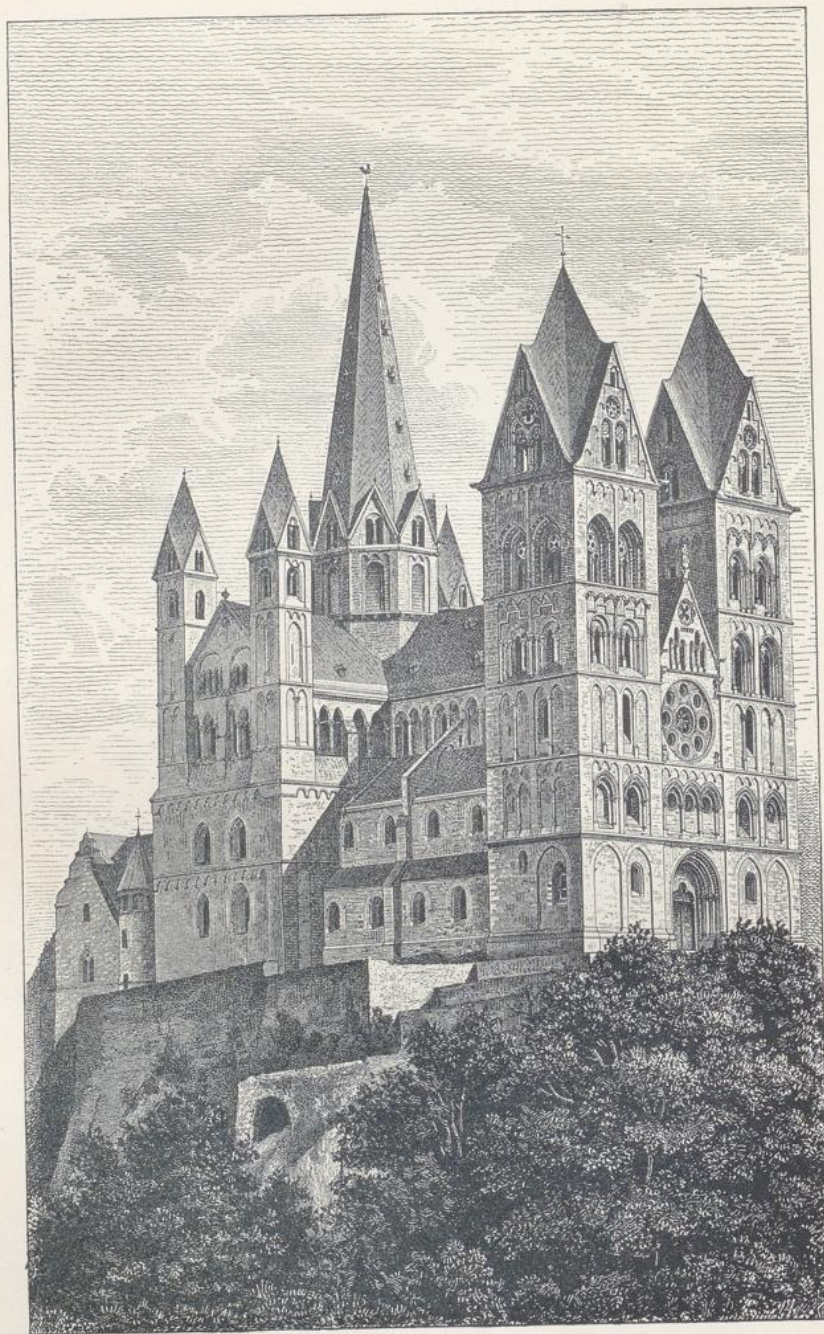
häufen, denn voll ist das Land von Denkmälern aus dieser Zeit der höchsten Blüte des Mittelalters. Und immer neue Varianten erfinden die Architekten. Zu den barocksten Werken der Art unter den großen Kirchen gehört die Pfarrkirche St. Quirin in Neuß, eine alte Stiftung, deren Umbau durch einen Magister Wolbero im Jahre 1209 begonnen und angeblich in vierzehn Jahren zu Ende geführt wurde. Die Anlage zeigt nach dem Muster von St. Marien im Kapitol drei Conchen im Chor und eine achteckige Kuppel über der Vierung; im Westen ein breiter Anbau, der sich wie ein zweites mächtiges Querschiff ausnimmt. Im einzelnen strotzt der Bau von technischen Unregelmäßigkeiten und dekorativen Willkürlichkeiten in solchem Maße, daß die Vermutung sich kaum abweisen läßt, der Meister habe derartige Abweichungen von der Regel absichtlich aufgesucht. Hat er doch auch in der Form seiner Fenster das Absonderlichste geleistet, und eine Westfront geschaffen, wie sie nirgends wiederkehrt. Wie barock aber auch Wolberos Kunst sei,



Matthiaskapelle zu Koblenz.



Innere des Doms zu Limburg.



Der Dom zu Limburg.

diese gewaltige Westfassade gerade mit ihrer wirkungsvollen und glänzend reichen Gliederung, aus deren Baumasse der einst in schlanker Pyramide geschlossene Turm aufsteigt, sichert seinem Werk einen Platz unter den ersten Denkmälern des Rheinlandes.

Ihren künstlerischen Abschluß findet diese ganze Entwicklung schließlich in der Stiftskirche St. Georg, dem heutigen Dom zu Limburg an der Lahn (1213—1242), einem Werk, welches die Vorzüge und Mängel der Richtung in einer harmonisch konzipierten und auch einheitlich bis zuletzt durchgeführten Prachtleistung zusammenfaßt. Denn trotzdem der gedrückte Spitzbogen bis auf Nebensachen am Bau herrscht und sogar der Strebebogen — man ist versucht zu sagen — schüchtern auftritt, trotzdem sogar das System des Langhauses auffällige Verwandtschaft zu dem der Kathedrale von Reims zeigt, atmet das ganze Werk doch noch den Geist der Übergangszeit. Der Grundriß mit dem breit entwickelten, schon mit einem Umgang versehenen Chor, dem nur zwei gebundene Joche großen Langhauses und den beiden Fronttürmen weist auf die Neigung der rheinischen Übergangsschule für mehr zentralisierte Komposition. Der Aufbau entfaltet ihre volle dekorative Pracht. Seine lebendige, die Wandflächen bereits völlig auflösende Gliederung, die etwas schweren Rundstäbe und Säulchen, die groben Details so wie das Fehlen eines reizvoll durchgebildeten Ornaments geben der Gesamterscheinung trotz alles dekorativen Apparates nichts Bierliches. Und wie das Innere so das Äußere: französische Motive aller Art noch in deutschem Gewande: die kleine Blendarkadenreihe im zweiten Geschoß der Westfront findet im Grunde ihr Vorbild in der sogenannten Königsgalerie der Kathedralen der Île de France, und auch das große Rundfenster über dem Westportal ist so gut ein französisches Motiv, wie der Giebel zwischen den Türmen. Aber all diese Formen sind — wenn man so sagen will — germanisiert! Selbst der Giebel ist nur als ornamentales Stück vorgelegt, denn hinter ihm deckt ein Pultdach den Raum zwischen beiden Türmen. —

Gilt es die Geschehnisse der Geschichte nachträglich philosophisch zu begründen, so darf darauf hingedeutet werden, daß gerade Bauten wie Neuf und Limburg das Unhaltbare des Übergangsstiles beweisen. Der romanischen Baukunst war die Harmonie zwischen Konstruktion und Dekoration, das Fundament jeder gesunden Tektonik, abhanden gekommen. Denn die jetzt herrschende Dekoration ist auf anderen konstruktiven Voraussetzungen erwachsen, als sie der deutsch-romanische Stil bietet. Weil ihr aber so der Zusammenhang mit den konstruktiven Zielen fehlt, schweift sie ins Barocke ab, d. h. sie ist auf dem Wege des Verfalls. — Neben dieser Richtung aber kennt doch auch das Rheinland eine zweite, welche die dekorative Überfülle mäßigt und die konstruktiven Elemente mehr hervortreten läßt. Sie ist es, welche langsam und allmählich zur Gotik hinüberleitet. In dieser Form trat der Übergangsstil sonst zumeist in Deutschland auf; so verbreiteten ihn namentlich die Cisterzienser im Lande. Ein wichtiges Beispiel dieser Richtung bietet das Rheinland in der alten Karolingerstiftung zu Werden, deren Kirche mit Ausnahme weniger aus alter Zeit erhaltenen Reste einem Umbau der Jahre 1257—1275 entstammt, ein strenges, edles Werk, im System des Aufbaues Limburg nahe stehend, mit durchgehender Anwendung der Spitzbogen bei knappem älteren Ornament und Profilen; mit noch romanischem Grundriss trotz der außerordentlich späten Zeit.

Reifer als in allen bisher betrachteten Bauten erscheint dieser Stil des Überganges in der ehemaligen Kloster-, jetzt Pfarrkirche zu Offenbach am Main im Trierischen, einem Werk, gleich bedeutsam in baugeschichtlicher Hinsicht wie durch künstlerischen Adel seiner Formen. Schon ist hier das gebundene System durch die gotische schmale Travee verdrängt und an einzelnen Rippen tritt bereits das Birnstabprofil auf; schon sind die Pfeiler mit kleinen Diensten besetzt, ist außen der abgetreppte

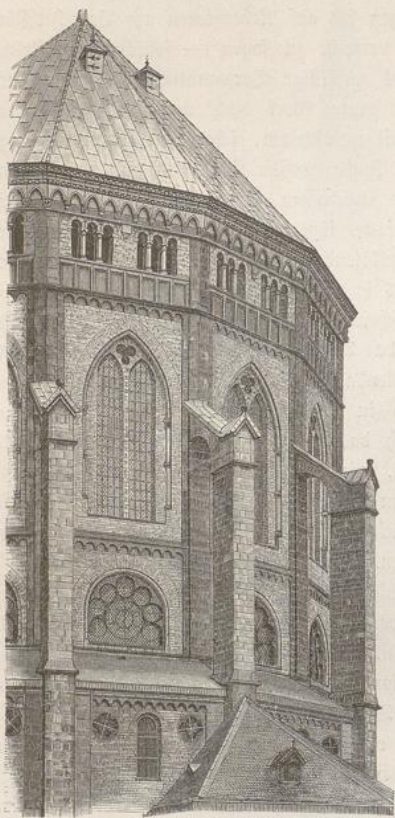
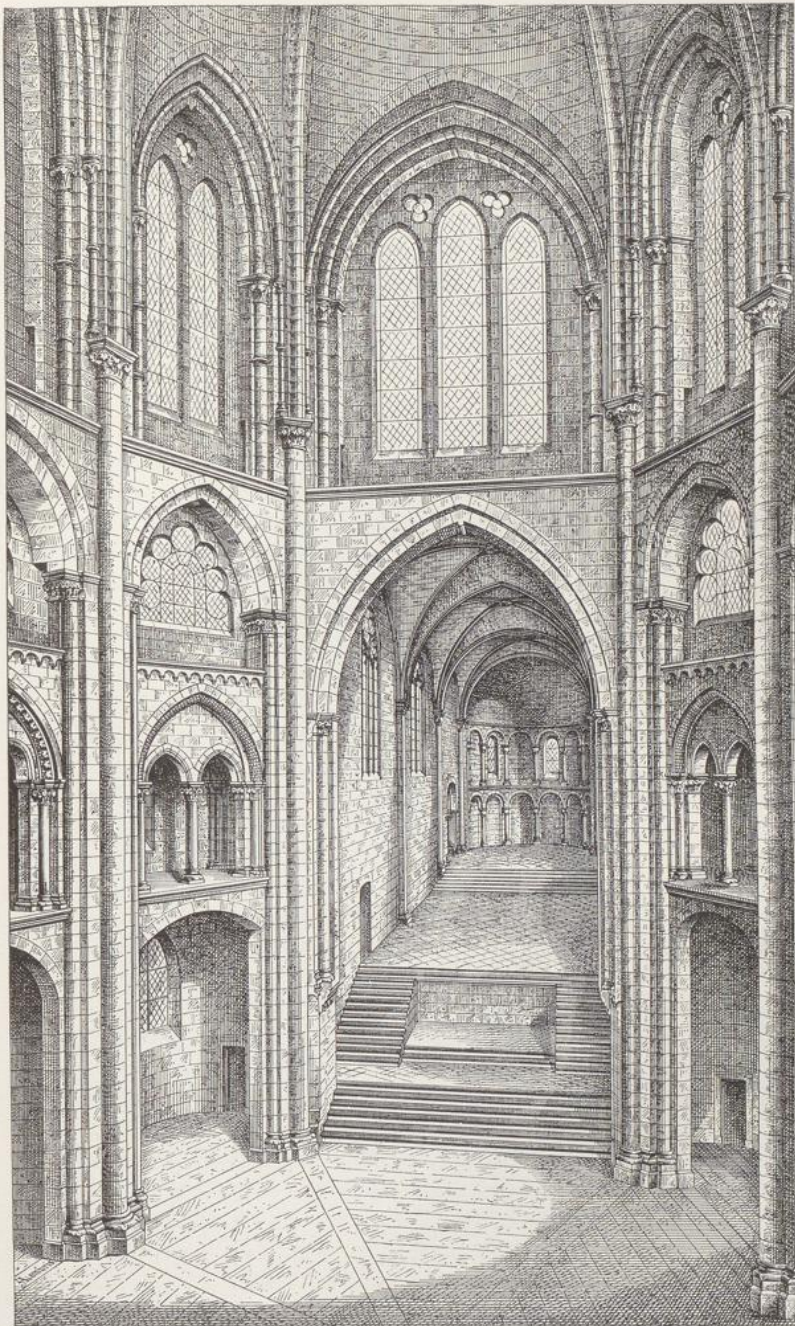


Fig. 108. St. Gereon in Köln.

Strebepfeiler konsequent angewendet; der Spitzbogen herrscht nicht nur in allen konstruktiven Teilen, alle Fenster sind gleichfalls schon in dieser Form geschlossen; schon beginnen auch in den Profilen die gotischen Unterscheidungen sich leise zu regen. Aber gleichzeitig zeigt doch das Hauptgesims des Außern noch den Rundbogenfries und das Konsolengesims der älteren Zeit, tragen die Chorteile noch Schafringe, fehlt den relativ noch kleinen Fenstern das Maßwerk, sind ihre Wandungen noch mit kleinen Säulchen besetzt, die sich als Rundstäbe an den Bogenleibungen fortsetzen. — Das so zu Tage tretende Gären der Zeit zeigt sich bis hinein in das ornamentale Detail der Pfeilertkänne: alle Übergänge sind hier vertreten, vom reich skulptierten Würfelkapitell bis zum realistischen gotischen Blattwerkfeld (vergl. Fig. 99). Aber trotz dieser Gegensätze ist das Ganze ein Bau von harmonischer Durchbildung, von hoher Schönheit der Verhältnisse und jener keuschen und saftig frischen Grazie, wie sie allein einer Zeit des Aufganges zu neuem Werden eignet.

So ist Offenbach dem Historiker eins jener wichtigen Werke, welches über das mehr planlose Schaffen vieler rheinischer Meister der dekorativen Richtung hinaus das Einsetzen eines neuen, wieder organische Entwicklung anstrebenden Stilfortschrittes erkennen läßt. Einzelheiten, wie das spätere Wegfallen der Schafringe, das Auftreten des echt gotischen realistischen Blattwerks in den westlichen Teilen, vor allem eine völlige Änderung der Profilbildung, zeigen, daß, wie so oft im Mittelalter, im Fortgang der Arbeiten eine Unterbrechung oder mindestens eine Änderung in der Bauleitung eingetreten.



St. Gereon zu Köln.

Etwa die gleiche Höhe der Entwicklung zeigt der auf 1219 bis 1227 datierte Umbau des Dekagons von St. Gereon in Köln. Auf dem altrömischen Unterbau wurde damals hier ein Werk in reifsten Übergangsformen errichtet: ein Innenraum von herrlichen Verhältnissen, in schlankem die Mauer Massen so völlig belebenden Aufbau, daß eigentliche Wandflächen im Hauptschiff überhaupt nicht mehr vorhanden sind. Strebebogen am Äußern und gruppierte Spitzbogenfenster innerhalb eines umrahmenden Spitzbogens führen hier sogar schon über das in Offenbach Geleistete hinaus, aber das echt Kölner Hauptgesims mit Vogenfries (der hier zum Teil schon Spitzbogenformen zeigt), Plattenfries und Zwerggalerie im Innern, die Knospenkapitelle, Schafringe und Rundstabprofile kennzeichnen immer noch den Übergang.

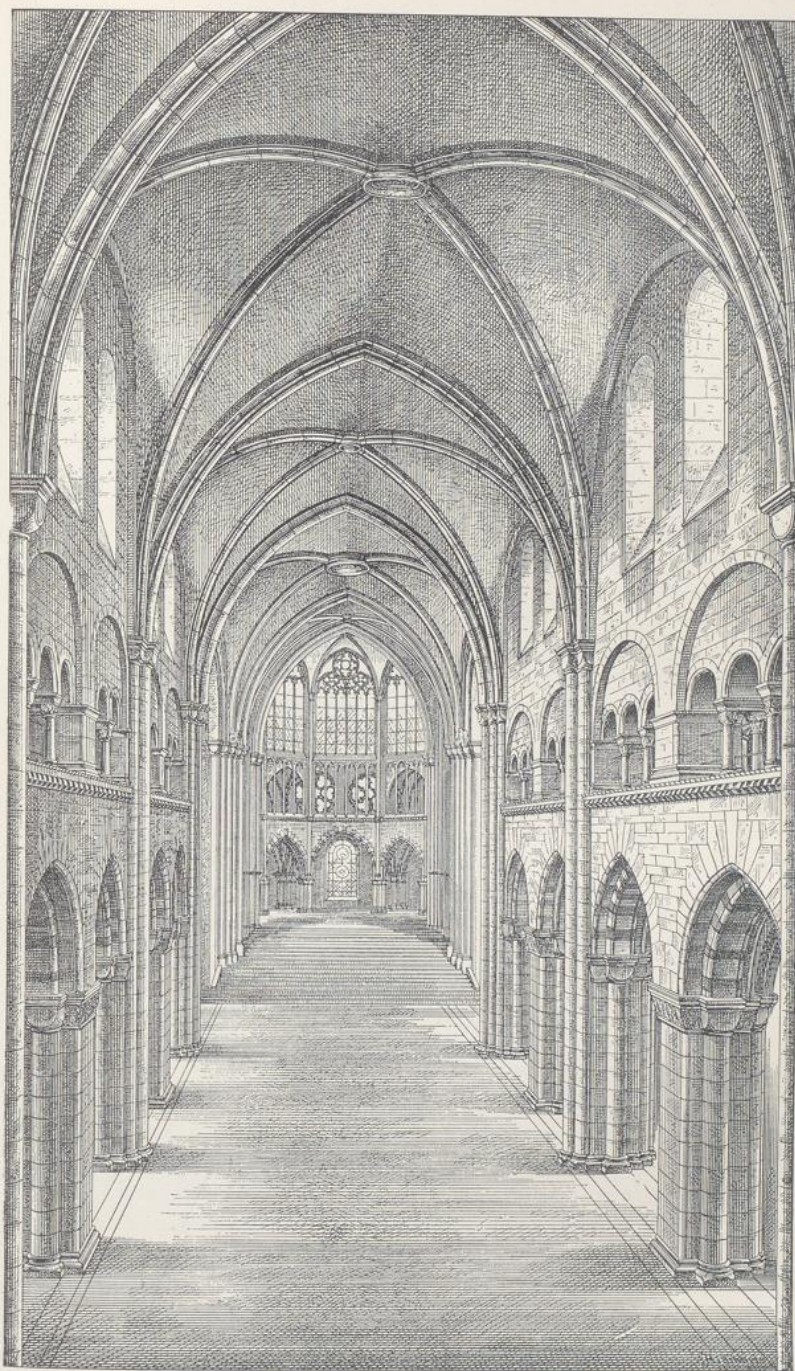
Damit ist unsere Übersicht an der Schwelle der neuen Zeit angekommen.

Ein Beispiel der rheinisch dekorativen Richtung bietet im Elsaß das Kirchlein der im Jahre 1221 von Andlau ausgehenden Mönchsiedelung zu Obersteigen im Kreise Molsheim. Fenster und Thüren sind hier noch rundbogig, aber besetzt mit Säulchen, die zierliche Knospenkapitelle decken und ein Schafring in der Mitte umschließt. Säulenbündel nehmen die Rippen und Gurte der Kreuzgewölbe auf. — Im allgemeinen aber sind derartig dekorativ spielende Bildungen hier wenig üblich. Nur die Portale werden auch im Elsaß gelegentlich besonders reich gegliedert. So (abgesehen von anderen gleich näher zu besprechenden erhaltenen Bauten) als Rest untergegangener Werke: zunächst an der Westfront der heutigen Kirche zu Kayfersberg im Oberelsaß aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts im Rundbogen mit mauresken, ionischen und zum Teil merkwürdig korinthisierenden Kapitellen, dann ein anderes, im Spitzbogen aus dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts mit Knospenkapitellen und mit Blattwerk besetzten Kämpfern darüber, so wie kleinen Rosettenreihen auf den Rundstäben des Thürbogens zu Egisheim im Innern des Turmes, der als einziger Rest der ehemaligen mittelalterlichen Kirche dort noch steht.

Im ganzen bewahren die elsässer Bauten auch in dieser Zeit den ernsten, auf konstruktive Ziele gerichteten Charakter der älteren Periode; die Verhältnisse sind vielfach schwer, das Detail ist wohl hier und da reich, aber es läßt zumeist an feiner Durchführung und künstlerischer Eleganz zu wünschen. In der Wölbung bleibt mit wenigen Ausnahmen das gebundene romanische System in Geltung: so an den Kirchen zu Sigolsheim, Altdorf, Neuweiler, Gebweiler und Schlettstadt. In Altdorf, einem Benediktinerkloster im Kreise Molsheim, wurde die dortige Kirche des heiligen Cyriacus in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts erneuert. Von diesem Bau steht noch das Langhaus, während Chor und Querschiff im Jahr 1725 umgeändert wurden: zwei und ein halbes Hauptjoch im wesentlichen mit spitzbogigen Arkaden und Gewölben; halbrund die Fenster und Thüren. Die Nebenschiffe sind auffallend schmal; dadurch erscheinen die schon an und für sich kräftigen Pfeiler nur noch massiger. Einzelheiten in den Details weisen auf Verwandtschaft zu den älteren Teilen des Straßburger Münsters.

Etwas älter noch in den Formen ist die Peter-Paulskirche zu Sigolsheim, deren ursprünglicher Grundriß die alemannische Form zeigt: ein nicht ausladendes Querschiff und drei Ostapsiden. Letztere sind heute durch einen Neubau verdrängt; auch wurde den ursprünglichen drei Jochen des Langhauses in unserem Jahrhundert ein westliches Halbjoche hinzugefügt und dabei das reiche alte Portal an die neue Front hinausgerückt. Wieder zeigt sich, wie zu Altdorf, eine starke Differenzierung der Haupt- und Nebenpfeiler, welche hier beide mit Ecksäulchen besetzt sind, eine Form, die besonders häufig an den Pfeilerbasiliken der Hirsauer Kongregation auftritt. Doch scheint über Beziehungen des Sigolsheimer Klosters zu den Hirsauern keine bestimmte Kunde vorhanden, während das einzige Kloster im Elsaß, bei dessen Kirche diese Bildung wiederkehrt, die in Trümmern liegende Abtei Alsbach, nachweisbar zur Genossenschaft gehörte. Die Wölbung weist Spitz- und Rundbogen gemischt auf; dies so wie das gelegentliche Vorkommen einzelner Strebepfeiler sind eigentlich die einzigen Spuren der neuen Zeit. Die ganze Dekoration, das Blattwerk mit Ausnahme eines einzigen Kapitells am Südportal, die ikonischen Konsole und anderen Gebilde, der Schachbrett- und Rundbogenfries, die rundbogigen Fenster und Portale weisen noch durchaus auf den reinen Romanismus. — Ein wenig jünger wieder als dieses Werk sind die Ostteile der Peter-Paulskirche zu Neuweiler, ein Bau, an dem die verschiedensten Perioden Spuren ihrer Thätigkeit hinterlassen haben: in der uns beschäftigenden Zeit, und zwar wohl gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts, entstanden Chor, Querschiff, das östliche Joch des Langhauses und die Außenmauern der ganzen Nebenschiffe, während der Innenbau dieser Partie — wahrscheinlich ohne lange Unterbrechung der Bauzeit aber nach eingetretener Änderung in der Leitung — in den maßvollen Formen der Frühgotik errichtet wurde. Der Westturm endlich gehört erst dem Ende des vorigen Jahrhunderts an. — Das Innere mit seinen spitzbogigen Gewölben und vier großen halbrunden Vorlagen der Hauptpfeiler, den Knoopkapitellen und Eckblattbasen bietet in den alten Teilen bei schweren, etwas derben Formen nichts besonders Eigenartiges. Am Äußern beherrscht ein massiger, mit gedrungener Rhombendach gedeckter und durch breite gekuppelte Schallöffnungen belebter Wierungsturm vornehmlich die Wirkung. Das Interessanteste der ganzen Anlage aber ist das reich- und schön-gegliederte Nordportal des Langhauses mit seinen vierundzwanzig schlanken Säulen, ein Werk, in dem sich rheinische und französische Elemente, alte und neue Zeit harmonisch verbinden, eine selten zierliche Leistung innerhalb der Übergangskunst im Elsaß.

Zeigt sich hier wahrscheinlich die Arbeit eines fremden oder doch im Auslande gebildeten Architekten, so ist die Kirche des von der Herzogin Hildegard, einem Gliede der Hohenstaufenfamilie, gegründeten Benediktinerklosters St. Fides in Schlettstadt mit ihren derben Formen, der groben aber gehäuften Ornamentik, den wilden ikonischen Bildungen und dem schwerfälligen Gesamtcharakter dagegen ein echtes Werk des elsässischen Provinzialismus, wie wir ihn in romanischer Zeit kennen gelernt. Auch St. Fides wieder ein Bau vom Ende des zwölften Jahrhunderts, vielleicht in Fortsetzung eines schon 1094 gemachten und dann liegen gebliebenen Anfanges. Spitzbogige Arkaden und auch sonst hier und da Spitzbögen, Rundstabrippen an den noch rundbogigen Mittelschiffsgewölben, Treppenfrieze und Rosenfenster am Äußern sind im wesentlichen die Kennzeichen der neuen Zeit. Eine offene Vorhalle zwischen den beiden Fronttürmen weist auf Maur-



Münster zu Basel.

münster und die Clugniазenser-Sitte überhaupt; die Front selbst aber auf Gebweiler, nur ist die dortige Fassade der von St. Fides überlegen. — Auch jene dem heiligen Leodegar im Jahre 1184 gestiftete Kirche ist, wie fast alle Werke des Übergangsstiles im Elsaß, durch spätere Umbauten verändert worden. Dem ursprünglichen Bau mit seinen drei Jochen des gebundenen Systems im Langhause und vor der Front liegender ganz geöffneter Unterfahrts Halle hat die spätere Gotik einen Chorbau und zwei weitere Seitenschiffe hinzugefügt. Die Pfeiler haben die im Elsaß häufig (auch zu St. Fides und zu Neuweiler) vorkommenden halbrunden Vorlagen, die Kapitelle sind zumeist ornamentlos, aber reich profiliert. Vorteilhaft steht den echt elsässischen schweren Verhältnissen des Innern das malerische Äußere gegenüber: ein mächtiger achteitiger Bierungsturm mit elegant gezeichneten Schallöffnungen, so wie eine Front, von deren reicher und origineller Gestaltung die Abbildung zeugen mag. Und wieder sind es vorwiegend die konstruktiven Teile, welche den Spitzbogen aufnehmen, während alles Ornamentale rundbogig bleibt und nur im Verhältnis zur früheren Periode größeren Reichtum der Ornamentik innerhalb der herkömmlichen Motive zeigt. Man vergleiche dafür die Bildung der Oberteile der Fronttürme.

Zu den bisher betrachteten Werken bietet der Chor der St. Martinskirche zu Pfaffenheim, als der einzige erhaltene reichere Chorbau im Elsaß, eine interessante Ergänzung. Die Apsis aus fünf Seiten des Achtecks zeigt bereits ausgesprochene Strebe Pfeiler. Die übrige Gliederung des Chores mit den reichen Horizontalgesimsen, dem mannigfach profilierten Mittelfenster und der Blendarkadenreihe darüber hält etwa die Mitte zwischen der rheinischen und der burgunder Schule. — Über die Grenze des Übergangsstiles hinaus endlich führt schon die Kirche St. Arbogast zu Rusach. Hier wurde an ein Querhaus aus dem zwölften Jahrhundert in den ersten Dezennien des dreizehnten ein Langhaus erbaut, in dem das gebundene System, Eckblätter an Basen, Knospenkapitelle, Halbsäulenvorlagen an den quadratischen Hauptpfeilern und Rundstäbe an den Rippen, am Äußern Rundbogenfries und Zickzackornament, so wie ein reiches rundbogiges Südportal noch immer zurückweisen auf die Übergangszeit, während die durchgängige Herrschaft des Spitzbogens, die schlanken Rundstäbe der Nebenpfeiler, Strebebogen und Pfeiler am Äußern und namentlich — wenn der Ausdruck erlaubt ist — die rhythmische Gliederung des Ganzen bereits der Gotik angehören. In reiferen Formen derselben entstand dann im weiteren Verlauf des Jahrhunderts der Chor und im folgenden und fünfzehnten die auch heute noch unvollendete Westfront.

In nächster Nähe des Elsaß steht hart am Rheinufer auf steiler Felsenterrasse innerhalb späterer Umkleidungen ein Kirchenbau der Übergangszeit, der zu den bedeutendsten weit und breit im Lande gehört: das Münster zu Basel. Innige Wechselbeziehungen zu den deutschen Monumenten, zum rheinischen und elsässer Provinzialismus weisen dies Werk im Widerspruch zur heutigen politischen Trennung der Völker in den Kreis unserer Betrachtung. Auch die hier besonders weit getriebene Lust an phantastischem Schmuck erinnert daran, daß diesseits und jenseits des Stromes gleichmäßig alemannischer Boden ist. — Die älteren Teile des heutigen Baues entstammen dem

Neubau, welcher einem Brande vom Jahre 1185 folgte: eine gebundene Anlage mit auffallend breitem Mittel- (13 m), schmalen Seitenschiffen und zwei Westtürmen. Der Chor scheint zuletzt errichtet zu sein, der polygone Schluß, welcher bereits den (französischen) Umgang zeigt, weist im System seines Aufbaues sowohl als in der Eigenart, daß der Umgang vertieft unter dem Kirchensturz liegt, auf Einwirkung der Kathedrale von Lausanne. Der Aufbau des Schiffes mit seinen rechtwinkligen, in elsässischem Motiv mit Halbsäulenvorlagen gegliederten Pfeilern, den profilierten Spitzbogenarkaden mit dem Wechsel farbiger Steine, dem Schachbrettfries, der Emporengalerie und den großen gepaarten Obergadenfenstern vereinigt Freiräumigkeit und Eurythmie. Noch atmet mit Ausnahme der Spitzbogen an den Arkaden alles romanischen Geist; ganz besonders das Detail: einfache Würfelskapitelle an den Haupt-, Blattwerkbildungen an den Zwischenpfeilern, das westlichste Paar derselben mit figürlichem Schmuck. Viel reicher aber tritt letzterer im Chor und in der Krypta auf, in dieser in allerlei humoristischen Szenen aus dem Tierleben, in ersterem durch Darstellungen aus den verschiedensten Gebieten der mittelalterlichen Historik: Szenen der griechischen und der altdeutschen Sage (Pyramus und Thisbe, Dietrich von Bern), geschichtliche Legenden und biblische Geschichten in buntem Gemisch. So reichhaltig, mit so offener Lust an der Sache vorgetragen, findet sich das ikonische Element sonst an keinem anderen deutschen Kirchenbau, mit alleiniger Ausnahme etwa des Kreuzganges am Grossmünster zu Zürich. — Den derartigen Arbeiten des Innern stehen eigenartig und auf eine andere Schuleweisend die originellen Skulpturen des Südportales der Kirche, der Gallusporche, gegenüber. Im Typus der Köpfe, den schmalen Gestalten, straffen Falten, reichen Bordüren erinnern sie an den Stilcharakter des plastischen Schmuckes von Bézelay und die Arbeiten der wahrscheinlich von den Clugniacensern ausgehenden burgunder Skulptorenschule im allgemeinen und beweisen so auch ihrerseits, welche mannigfache Einflüsse sich im Münster von Basel kreuzen.

Die dekorative Schule des Rheinlandes findet bald ostwärts weitere Verbreitung. Ihr gehört in der Nachbarschaft der Rheinlande vor allen anderen die Pfarrkirche zu Gelnhausen an.

Die von Friedrich I. hier errichtete Pfalz hatte natürlich dem Städtchen selbst reiches Gedeihen gebracht. Ost weilten die Hohenstaufen auf dem Schloß: beide Friedrich, Philipp von Schwaben, beide Heinrich, der Sohn des Rotbarts so gut wie der des zweiten Friedrich, der Regent seines Vaters in Deutschland. Dem Kaiserhause dankt die Stadt wohl auch ihren Kirchenbau, wenigstens die prächtigen Ostteile desselben, deren reiche Behandlung weit über die Grenzen des sonst bei Pfarrkirchen kleiner Orte Vorkommenden hinausgeht. Vielleicht hatte die Bürgerschaft vom Westen her den Bau aus eigenen Mitteln begonnen: ein Frontturm, der in die Mauern des Langhauses einbezogen ist und daran drei Joche mit spitzigen Arkaden, ganz einfachem Obergaden und noch flacher Decke, also eine Reduktion der Formen, wie sie im Beginn des dreizehnten Jahrhunderts schon selten geworden. In das bereits entstehende Werk mögen dann die Kaiser mit ihren Mitteln eingegriffen haben. Das



Marienkirche zu Gelnhausen.

Ziel des für die Ostteile neu eintretenden Architekten war offenbar, die Gesamtwirkung derselben so sehr als möglich zu steigern, während die der Stadt zugekehrte Front nicht weiter berücksichtigt wurde. In dem gedrängten Aufbau des Chores mit seinem mächtigen Bierungsturm und den sich ihm eng anschließenden zwei weiteren Achtecktürmen, welche den Altarbau flankieren, sind alle streng romanischen Formen abgestreift. Aber trotz der scharf ausgesprochenen Strebepfeiler am Chorschluß ist doch auch wieder nichts vom eigentlich gotischen Wesen vorhanden. Der Übergang ist eben hier bei nicht übertroffenem Reichtum zu homogener Eigenart abgeklärt. Wie zu Einzig und Münstermaisfeld schließen Giebel die einzelnen Polygonseiten des Altarbaues; die Zwerggalerie ist bereits — eine Vorwegnahme dessen, was später das Charakteristische der Straßburger Gotik ausmacht — als dekorativer Vorhang vor das Rosenfenster vorgelegt, welches in jeder Polygonseite dahinter liegt. Darüber folgt ein Rundbogenfries der aufsteigenden Linie des Giebels. Im nördlichen Querschiff ein Portal, so reich und elegant in seiner schlanen Höhenentwicklung, daß es selbst unter den häufigen derartigen Bildungen des Übergangs eine bevorzugte Stelle einnimmt. Auch das Innere reicher als sonst: ringsum laufen Blendarkaden in zwei Geschossen übereinander, zumeist im Kleeblattbogen gedeckt. Überhaupt bildet dieser im Innern und Außern das leitende Motiv der Dekoration. Beeinträchtigt seine unruhige Bildung auch in etwas die Gesamtwirkung, so sind dagegen die ornamentalen Gebilde des Inneren, die Kapitelle und Konsole des höchsten Preises wert, Werke von herrlicher Linienführung und höchster technischer Vollendung.

Der gleichen rheinischen Richtung gehören noch eine Reihe anderer, wenn auch weniger bedeutender Werke an, darunter die Chorbauten zu Seligenstadt im Odenwald und Fritzlar in Hessen. Bei letzterem weist die Bildung der Zwerggalerie mit ihren reichen Gesimsen direkt auf die analogen Formen der Peter-Paulskirche zu Worms. Auch die weichen Wulste der Pfeilerkapitelle des Innern erinnern an die verwandte Bildung derselben Glieder im Wormser Dom, und vielleicht denken auf dasselbe Vorbild auch die hier so spät noch beibehaltenen Würfelkapitelle der Hauptpfeilervorlagen. Auffallend altertümlich ist überhaupt der Gesamtcharakter der Kirche. Noch sind alle ornamentalen Einzelheiten und die Profile rein romanisch, so daß man geneigt sein müßte, die Bauzeit, wenn sie nicht seit 1171 gesichert wäre, um etwa zwanzig Jahre hinaufzuschieben.

Aber schon in der mittleren Maingegend tritt ein bemerkenswerter Gegensatz zur rheinischen Formenklarheit, man ist geneigt zu sagen, zur Klassizität der rheinischen Bildung hervor. Der geographisch am meisten westwärts vorgeschobene Punkt hierfür ist Aschaffenburg mit seinem im ganzen wenig bedeutenden Kreuzgang an der Stiftskirche St. Peter und Alexander. Die weit ausfließenden Basen sind hier schon plumper als im Rheinlande, die Kapitelle roher: in der Zeichnung zwar mannigfach belebt mit einem phantastischen Beigeschmack, aber im Detail ohne die rheinische Reinheit der Linien.

Augenfälliger tritt dies an einem der wichtigsten Denkmäler des deutschen Mittelalters, dem Dom zu Bamberg hervor. Unter Heinrich II. war hier im Jahre 1012 eine Kathedrale des neu errichteten Bistums geweiht worden, die am Ostersonntag des Jahres 1081 niederbrannte. 1111 fand unter Bischof Otto, dem späteren Apostel

der Pommern, eine neue Weihe statt; aber auch von dem Werk, auf welches sie sich bezieht, wissen wir — bis jetzt wenigstens — nichts Näheres. Denn der heutige Bamberger Dom stammt, wie fast alle größeren Bauten der Übergangszeit, im wesentlichen aus den ersten Dezennien des dreizehnten Jahrhunderts (begonnen um 1192, geweiht 1237). Da er aber noch eine doppelhörige Anlage ist — was in dieser relativ späten Zeit bei Neugründungen sonst nicht mehr vorkommt — so dürfte dies auf die Beibehaltung der alten Grundmauern des Ottonischen Baues deuten. Die mächtigen Maße der Kirche (105 Meter Gesamtlänge) würden sehr gut einem Bauwerk anstehen, welches der vertraute und gerade in baulichen Dingen erfahrene Rat Heinrichs IV. errichtete, jenes Kaisers, mit dessen Person und Geschlecht die größten Monumente vorgotischer Zeit verknüpft sind. Auch das relativ schmale Mittelschiff mit den breiteren Abseiten weist auf die Art der Grundrißbildungen jener älteren Zeit.

Der Aufbau des heutigen Werkes zeigt zwei verschiedene Perioden. Der ältere Meister begann den Umbau des der Stadt zugekehrten Chores. Er plante, scheint es, sechs- teilige Kreuzgewölbe im Mittelschiff; seine Kapitelle sind lebhafter geschmückt als die des Nachfolgers; namentlich ist das Äußere seiner Chorbildung ein Werk von selten reichem Schmuck. Im weiteren Fortschritt des Werkes nehmen dann die Pfeiler selbst die wohlgegliederte Kreuzgestalt an und das Detail zeigt vielfach den Fortschritt der Zeit. Namentlich tritt dies an dem am ehesten auf rheinische Einflüsse deutenden Ostchor hervor, wünschön auch hier die Einzelheiten gröber sind als an den besseren Bauten dort. Dementsprechend ist denn auch der Gesamteindruck des Innern mit seinen breiten Gurtungen und wuchtigen Rippen ein etwas schwerfälliger. Am Äußern hat die Verwitterung des Sandsteins zwar den ursprünglichen Reiz der reichen Ornamentation geschädigt, die Zeichnung derselben war aber von Anfang an phantastischer als am Rhein üblich. Von den vier schlanke Türmen zeigt das westliche Turmpaar in den drei oberen Geschossen abgestumpfte Ecken, die mit offenen Ecktürmchen besetzt sind. Dies offenbar französischen Vorbildern

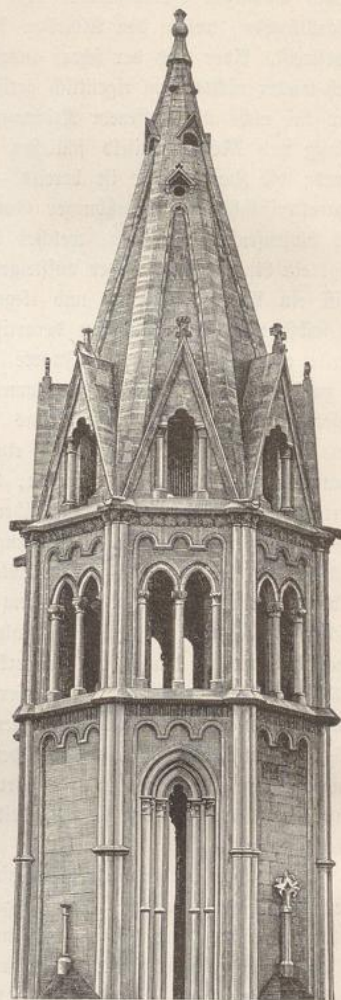


Fig. 109. Südturm der Liebfrauenkirche in Akenstadt.

(Kathedrale von Laon) entnommene Vorbild kehrt in Deutschland in derselben Stilperiode nur noch einmal wieder: am Dom zu Raumburg.

In der Gesamterscheinung des Werkes fällt gegenüber den Bauten des Rheinlands zunächst das Fehlen der Vierungskuppeln auf; statt der dortigen Rhombendächer der Türme ferner hier hoch auslaufende Pyramidenspitzen über dem schlanken Aufbau; am Äußern hier reiches Ornament statt der unverzierten rheinischen Details und der dortigen Vorliebe für Massengruppierung nach malerischen Gesichtspunkten; das Innere hier im ganzen einfach und schmucklos statt des rheinischen Reichtums in der Wandbelegung. Schließlich hier ein im Vergleich zum Rheinland auffallend langes Festhalten an den Übergangsformen: bis zu 26 Jahren nach Beginn des Dombaues zu Köln oder gar 47 Jahren nach dem ersten Auftreten der Gotik in Trier.

Daß dies mächtige und zugleich einheitliche Werk von Einfluß auf die bauliche Entwicklung des Binnenlandes geworden, ist nur selbstverständlich. Namentlich Thüringen und dort in erster Linie die Kirchen von Arnstadt, Mühlhausen, Raumburg zeugen davon. Aber noch stehen Detailforschungen und namentlich genügende Aufnahmen gerade der hierher gehörenden Werke aus. So muß sich unsere Darstellung bescheiden, auf die allgemeine Übereinstimmung zwischen jenen Bauten hinzuweisen, zumal von einem eigentlichen Schulzusammenhange bei der Selbständig-

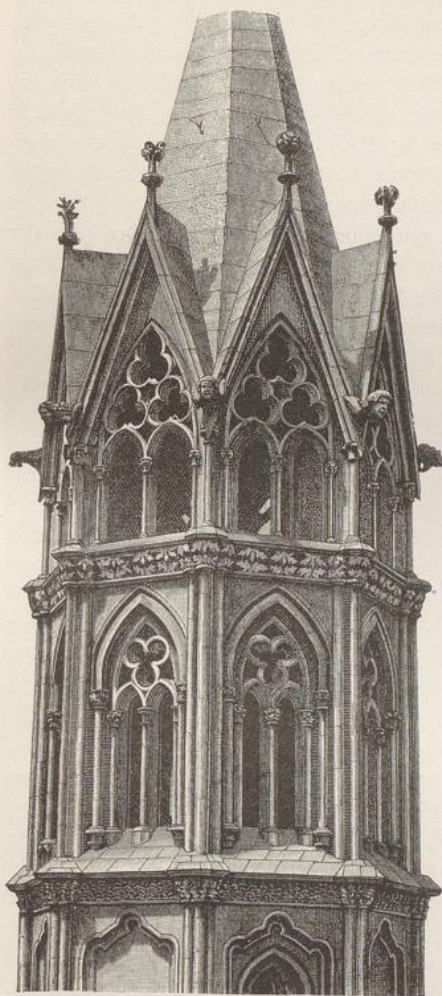


Fig. 110. Nordturm der Liebfrauenkirche in Arnstadt.

keit, welche alle diese Werke doch wieder aufweisen, nicht gesprochen werden kann.

Auch haben gerade in der Übergangszeit eine Reihe von Formen im Binnenlande fast den Wert allgemein gültiger Formeln gewonnen. Sie bilden das gemeinsame Substrat, über welches hinaus sich erst die lokalen Eigenarten entwickeln: Das gebundene System hat allgemeine Herrschaft erlangt, mit ihm der Pfeilerbau mit Unterscheidung

von Haupt- und Nebensäulen. Am Äußern treten Strebepfeiler auf, der Chor ist polygon geschlossen, die Wölbung spitzbogig, und spitzbogig sind zumeist auch die Arkaden. Thüren und Fenster dagegen bleiben noch lange rundbogig. Die Hauptpfeiler zeigen die



Fig. 111. Kapitell aus Naumburg.

Kreuzform mit Halbsäulenvorlagen an zwei, provinzial sogar an allen vier Seiten; bei reicheren Anlagen haben auch die Ecken entsprechend den Gewölberippen Dienste. Denn das gratige Kreuzgewölbe ist jetzt allgemein durch das auf Rippen gestellte ersetzt; die flache Decke ganz außer Mode gekommen. Die Kapitelle zeigen maurische oder kelchförmige Bildung, das Würfelkapitell ist verschwunden; Kleeblattbogen und Schafringe treten gelegentlich auf. Sonst bleibt der dekorative Apparat dem der älteren Zeit noch ähnlich. Wenn

auch die Profilierungen und einzelnen Motive selbst-

verständlich allmählig die fortschreitende Entwicklung zeigen, so sind es doch vorwiegend die konstruktiven Bauteile, in denen der neue Geist zunächst zu Tage tritt.

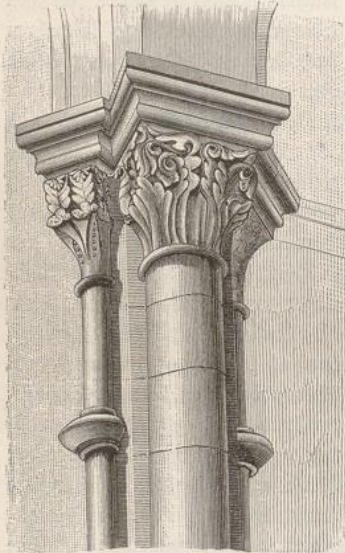


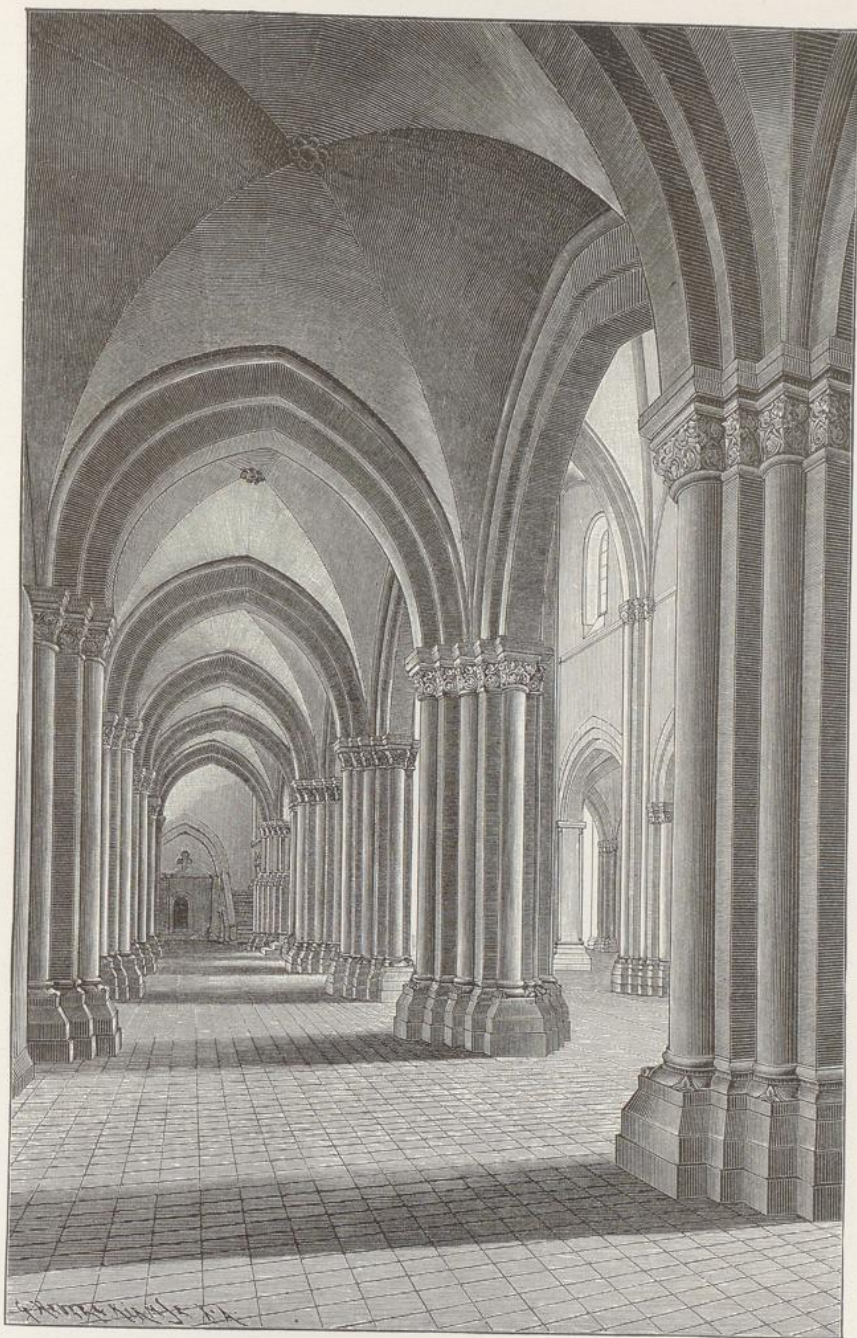
Fig. 112. Kapitell aus Arnstadt.

Diese Formgebung nun greift ziemlich gleichzeitig in Ost und West, in Nord und Süd um sich, vornehmlich seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts. Und zwar sind es die Bauten einer neu aufgetretenen Mönchsgenossenschaft, des Cisterzienser-Ordens, welche sie vielfach zuerst im Lande verbreiten: ihre Kirche zu Brombach (nach 1151) dürfte überhaupt die erste auf deutschem Boden sein, welche durchaus im Spitzbogen gewölbt ist — freilich noch in der deutlichen Form des Experimentierens, denn nicht das gebräuchliche Kreuzgewölbe, sondern spitzbogige Tonnen mit eingestochenen Stichtappen nach französischen Vorbildern sind hier angewendet. —

In der erwähnten Liebfrauenkirche zu Arnstadt datiert der Kern des Langhauses mit den Emporen noch aus älterer Zeit. Erst später wurden den Hauptsäulen Vorlagen als Träger des spitzbogigen Gewölbes vorgeblendet. Die Front steigt nach altfränkischer Art als breite Mauermaße auf; erst in

der Höhe des Hauptgesimses lösen sich aus ihr die zwei ungleichen achteckigen Türme, der südliche in reiften Übergangsformen, der nördliche sogar schon in frühgotischen Motiven, wie das naturalistische Blattwerk, die Wasserspeier, die veränderten Profile beweisen.*) Frühestens gleichzeitig mit dem nördlichen Turm wurden dann auch

*) Der heutige reiche Bierungsturm in gleichen Formen über dem ersten tonnen-gewölbten Mittelschiffjoch entstammt erst einer neuerlichen Restauration der Kirche. Diese



Inneres des Doms zu Naumburg.

die Ostteile zu einer dreischiffigen, künstlerisch sehr anmutig durchgebildeten Choranlage in den vollen Formen der Frühgotik umgebaut. Der Gegensatz zwischen den älteren und jüngeren Teilen läßt hier den großen tektonischen Fortschritt, welchen das Eintreten der Gotik für die allgemeine Entwicklung repräsentiert, in einem besonderen lehrreichen Beispiel erkennen. Dort alles ernst, schwer, gebunden an das Material, hier vollster Sieg über dasselbe, leichter Aufbau, geringe Massen, Raum, Luft, Licht. —

Für die Errichtung des Domes zu Naumburg fehlen wieder die genauen Daten. Im Jahre 1030 wird der Bischoff von Zeitz hierher verlegt; damals also entstand die älteste Kathedraalkirche, nach der Mode jener Zeit eine zweischiffige Anlage. Diese Bildung lebt noch in dem heutigen im gebundenen System errichteten Bau, von dem

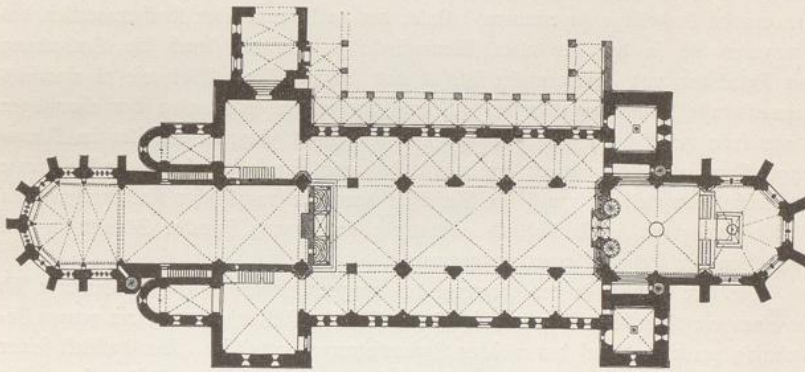


Fig. 113. Grundriß des Domes zu Naumburg.

als ältestes Datum eine Weihe vom Jahre 1242 bekannt ist. Der Bauperiode, welche diese abschließt, gehört der ganze Mittelbau an; und schon bald nachher begann die Errichtung des frühgotischen Westchores mit seinen berühmten Skulpturen. Im vierzehnten Jahrhundert wurde dann der Ostchor erneuert. Unter ihm befindet sich die Krypta, deren ältester (mittlerer) Teil mit seinen rundbogigen und gratigen Gewölben noch der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts angehört. Hier tritt auch an den Kapitellen noch die Grundform des Würfels, wenn auch auf das reichste mit Blattwerk umkleidet, auf; ebenso ist die technische Behandlung des hier flach und ohne Unterscheidung gearbeiteten Ornaments eine andere als in der Kirche selbst, wo das Relief bei sorgfältiger Detaillierung kräftig und wirkungsvoll herausgearbeitet ist. Die Pfeiler sind reich gegliedert, die Details hier und da geradezu vorbildlich schön, im ganzen der Fortschritt gegen Bamberg unverkennbar. Aber auch hier sind die Bögen noch schwer, die Obermauern lastend. Am Äußern fallen volle, über die Pultdächer der Seitenschiffe hervorragende Strebemauern auf. Von den beiden Turmpaaren ist das westliche unvollendet geblieben. Nur der in Analogie

hat nach moderner Weise alle Teile so gründlich getroffen, daß von der alten Steinmearbeit gar wenig übrig geblieben ist.

von Bamberg gebildete Nordturm gelangte hier zur Ausführung, ist aber z. B. zu Restaurationszwecken ganz abgetragen.

In Beziehung zu Arnstadt stehen wohl auch die beiden gedrungenen Westtürme der Kirche St. Blasius zu Mühlhausen in Thüringen, welche über gemeinsamem Unterbau, der nördliche dreigeschoßig, der südliche nur zweigeschoßig, aufsteigen und gleich Arnstadt mit massiven Steinpyramiden gedeckt sind. Ihr Unterbau wurde wahrscheinlich beim spätgotischen Neubau der Kirche gefährdet und deshalb durch Strebepfeiler und Mauern damals in einer Weise gesichert, die diesen Teil des Gotteshauses fast ganz verbaut hat.

Die schmuckvolle thüringisch-sächsische Richtung erstreckt sich bis weit hinein nach Osten und selbst in das Erzgebirge. Schlagender noch als die Bauformen beweist das bekanntlich der plastische Schmuck der Kirchen. Man braucht nur an Wechselburg und Freiberg im Erzgebirge zu erinnern. Unter den zahllosen reichen Kirchenportalen des Übergangs ist ja das der alten Marienkirche zu Freiberg durch die Verbindung von figürlicher und ornamentaler Plastik das schmuckvollste. Aber wie es einerseits unzweifelhafte Zusammengehörigkeit zu den gleichzeitigen Skulpturen der ehemaligen Klosterkirche zu Biskillen (Wechselburg) und den etwas jüngeren Arbeiten im Naumburger Dom aufweist, so zeigen sich in ihm doch auch hier so fernab von der Westgrenze des Reiches unmittelbare französische Einflüsse: denn von französischen Kathedralportalen ist die hier zuerst in Deutschland auftretende Anbringung sitzender Statuen in den Hohlkehlen der Bogenleibungen entnommen.

Wie hier plötzlich in der Ostgrenze des ganzen Gebietes französische Einflüsse sich für einen einzelnen Bauteil zeigen, so ist der Dom zu Halberstadt in seiner ganzen Erscheinung vorwiegend auf den gleichen Voraussetzungen erwachsen. Der Architekt seiner Westfront — des ältesten erhaltenen, dem Übergang angehörenden Teiles, kannte die französische Kathedralfront, kannte aber zugleich den rheinischen Übergangsstil, aus dessen Schule er vielleicht hervorgegangen, und hat endlich der provinziellen Vorliebe für zwei mächtig hohe Fronttürme, die in der Braunschweiger Architektur ihren Ausgangspunkt hat, Konzessionen gemacht. Nur behalten seine Türme in allen Stockwerken quadraten Grundriß, während sie bereits in dem ältesten bekannten Braunschweiger Denkmal der Art, dem Dom, nach quadratischen Anfängen ins Achteck übergehen — und ebenso in den anderen gleichartigen Werken Sachsens.

Im Herbst des Jahres 1179 hatten Heinrichs des Löwen Scharen Halberstadt gestürmt; dabei war der alte, in den Hauptteilen noch aus dem elften Jahrhundert stammende Dom in Flammen aufgegangen. Schon 1181 soll darauf ein Neubau gefolgt sein, dessen Einweihung im Jahre 1220 stattfand. Die Bauzeit ist im Hinblick auf die Reife der Formen eine auffallend frühe, findet aber ein Seitenstück in dem später zu behandelnden Dome von Magdeburg. Beide Werke sind eben nicht autochthone Leistungen, sondern Übertragungen vom Westen her: jene mächtige Portalbildung, die große Rose darüber, vielleicht auch der Spitzgiebel der Front in Halberstadt sind französische Formen; in Magdeburg stammt sogar der ganze Entwurf aus Frankreich. Neuerliche Untersuchungen haben ferner festgestellt, daß zwischen diesen beiden fremd im Land stehenden Bauhöfen intime Beziehungen stattgefunden haben: die Schablonen einer Anzahl von Details sind hier und dort die gleichen. — Der Architekt

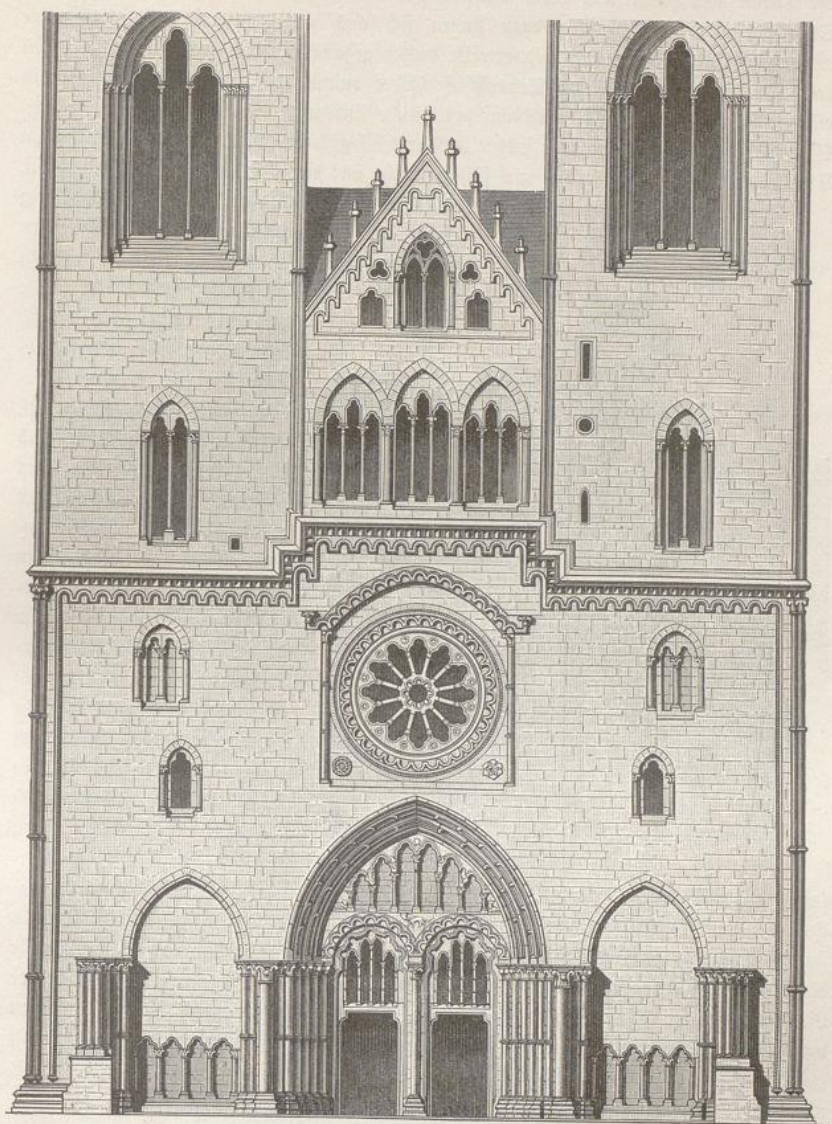


Fig. 114. Fassade des Doms zu Halberstadt.

Dohme, Baufunkst.

der Türme von Halberstadt hatte natürlich die Errichtung des Langhauses in gleichem Stile geplant; seine Ansätze dazu finden sich noch am heutigen Bau. Aber die allgemeine Entwicklung war mittlerweile weiter gegangen. Als man im Jahre 1235 den Bau mit dem nördlichen Seitenschiff wieder aufnimmt, da geschieht es daher in rein gotischen Formen. Dies soll auf persönliche Anregung eines Dompropstes Johann Semeka geschehen sein: er war früher in Paris Magister gewesen, hatte dort den neuen Stil kennen und lieben gelernt; nun führte er ihn aus der Seinestadt in die Heimat ein.

Der bisher geschilderten Entwicklung steht die Liebfrauenkirche zu Magdeburg

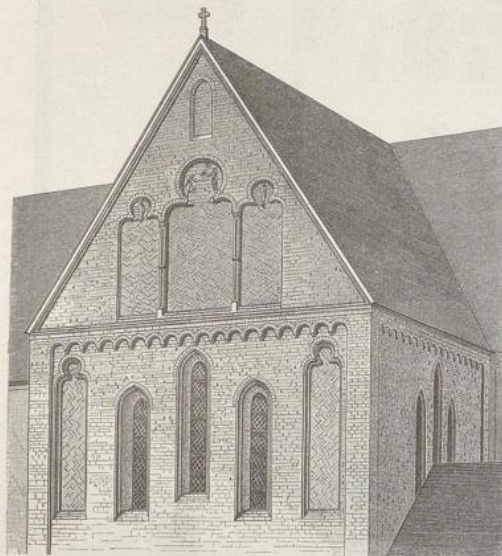


Fig. 115. Südgiebel vom Dom zu Gammin.

mit ihren wohl vom dortigen Dombau abgeleiteten Formen selbständig gegenüber. Sie war in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts als Säulenbasilika errichtet worden, mit Würfelkapitellen, Kämpferstücken darüber und einem Gurtgesims über den Arkaden; alle drei Bauglieder gleichmäßig mit sehr übereinstimmenden Flechtwerkmustern ornamentiert. Kaum ein halbes Jahrhundert später stellte der heilige Norbert die wahrscheinlich durch Brand beschädigte Kirche ziemlich flüchtig als Pfeilerbau her. Nach neuen Schädigungen im Jahre 1207 begann wahrscheinlich seit 1215 ein Herstellungsbaue, der den Pfeilern reiche Vor-

lagen gab, sie durch Blenden verband und das Mittelschiff mit spitzbogigen Kreuzgewölben auf Wulstrippen versah. Die Technik an diesen Teilen ist roh, die Details sind flüchtig; in baulicher Hinsicht wäre deshalb die kirchengeschichtlich namentlich für die Mark so wichtige Kirche minderwertig, wenn nicht ihre Formgebung auf jene andere Liebfrauenkirche auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg (vergl. S. 108) übertragen worden wäre. So wenigstens müssen wir nach dem Untergang des Werkes selbst auf Grund der erhaltenen Zeichnungen schließen. Um so beklagenswerter ist sein Verlust, als dieser Bau eines jener seltenen Beispiele reicherer Übergangsformen in den Backsteinländern bildete. Zumeist tritt derselbe dort ja in Formen auf, die wesentlich gegen die in den Hausteingebieten üblichen vereinfacht sind. — Ein Teil dieser Kirchen wurde schon im vorigen Kapitel besprochen, auf andere wird bei Schilderung der Bauhätigkeit der Cisterzienser zurückzukommen sein. Als immerhin bedeutenderes Werk mag noch der Dom zu Gammin in Pommern erwähnt werden mit seinen reduzierten rheinischen Kleeblattformen und dem in Stuck gebildeten Ranken- und Blattschmuck

des Portales. Aber nicht sowohl der Sinnesweise der Bevölkerung als vielmehr den Hindernissen, welche das spröde Baumaterial reicherer Ausbildung entgegensetzte, ist die in diesen Gegenden im allgemeinen zu Tage tretende ernste und strenge Formbehandlung zu danken. Dafür bietet der Dom zu Lübeck ein schlagendes Beispiel. Seit seiner Gründung im Jahre 1173 wurde mit Unterbrechungen durch das ganze dreizehnte Jahrhundert und noch länger an ihm fortgebaut: ein schlichtes Werk, ohne sonderlichen Reiz in den Details, ursprünglich im gebundenen System komponiert, später in eine Hallenkirche verwandelt. Der nüchterne Bau aber besitzt am nördlichen Kreuzarm ein reizendes, reich gegliedertes Spitzbogenportal — ein kleines Juwel des Übergangsstils, unter einer ähnlich dekorierten Vorhalle — in Hausstein. Polierte Basaltssäulen wechseln hier mit reich ornamentierten Eckssäulen, die Bogenleibungen sind mit zierlich geschmackvollem Laubwerk besetzt.

In Westfalen gelangen die schon in der vorigen Periode hervortretenden konstruktiven Experimente und Besonderheiten erst jetzt zu voller Ausreifung. Auch hier wie vielfach anderwärts macht sich gegenüber der Knappheit der älteren Formgebung jetzt die Freude an reichem Schmuck geltend, und zwar gewinnt neben der altheimischen Beschäftigung mit technischen Problemen von Osten und Norden her vorwiegend sächsische Tradition, und von Westen kommend rheinische Baufitte an Einfluß. Es entstehen hier herrliche Werke, die in ihrer strengen struktiven Gesetzmäßigkeit, ihrer harmonischen Gesamterscheinung und eigenartigen Schönheit zum Besten gehören, was die Übergangszeit in Deutschland überhaupt geschaffen. Reich ist ihre Zahl: nur wenig sei daraus hervorgehoben.

Häufiger vielleicht noch als anderwärts treten jetzt hier reiche Portalbildungen auf, selbst an Landkirchen: Hochberühmt unter den derartigen Werken ist das Westportal von St. Jakob zu Roesfeld mit seinen zweimal fünf Säulen und der Fülle des reichsten, dem westfälischen Geiste entsprechend etwas phantastischen Ornamentes, dabei besonders interessant durch die Erhaltung der ursprünglichen Bemalung. Ähnlicher Art, wenn auch nicht ganz so reich wie Roesfeld, sind die Portale von St. Johann zu Billerbeck, dem Kreuzarm des Domes zu Paderborn, den Kirchen zu Recklinghausen, Brede, Lette, Metelen. — Macht sich der Einfluß der rheinischen Schule gelegentlich auch im ganzen Lande geltend, so weist doch gerade die unmittelbare Nachbarschaft des Rheinlandes, namentlich die Gegend um Dortmund, besonders lebhaft die Einwirkungen der dortigen dekorativen Richtung auf. Der konservative Geist des Landes aber zeigt sich daneben wieder in der Beibehaltung der alten Gewölbetechnik mit scharfen Graten; wo Rippen vorkommen, sind sie zumeist in Stück als bloße schmückende Zuthat angebracht. Und neben dem Kreuzgewölbe bleiben auch jetzt noch allerlei Versuchsformen wie Kuppeln, Tonnen und Quertonnen in Übung. Der bedeutendste Bau dieser ganzen Gruppe, aber bei seinen fortgeschrittenen Formen schwerlich der zeitliche Ausgangspunkt derselben, ist die Kirche St. Reinoldi in Dortmund. Die hier wie in den meisten verwandten Werken herrschende französische Travee, ferner die Rosen- und Fächerfenster im Obergaden sind unverkennbare Zeichen rheinischer Beeinflussung, während die etwas trockene Lanzettlinie der Arkadenbögen

auf spezifisch lokaler Eigentümlichkeit beruht. Von Westfalen an begegnet man ihr gelegentlich bis nordwärts zum Meeresstrande; ja in dessen Nähe noch in einem besonders wertvollen Beispiel, der Klosterkirche zu Hude (s. d. Abbild. S. 176). Die Stützen zeigen die klare Durchbildung des Kreuzpfeilers mit Eckäulchen, eine Form, die



Fig. 116.



Fig. 117.

Kapitelle aus der Nikolauskapelle zu Obermarsberg.

so häufig in dieser Periode in Westfalen wiederkehrt, daß sie fast als die normale anzusehen ist.

Künstlerisch höher als die in den Abmessungen freilich bedeutendere Reinoldskirche steht die Dorfkirche zu Methler, ein Hallenbau aus einem Guß; nur zwei Joche tief im Langhaus, das Altarhaus, wie im Übergang hier häufig, geradlinig geschlossen. Elegante Verhältnisse und reife Formen mit der keuschen, dem Rundbogen genäherten Linienführung des frühgotischen Spitzbogens bei rundbogigen Fenstern und Thüren, zierlich fein durchgearbeitetes Ornament voll phantastischer Bildung, aber auch von hoher Anmut in der Zeichnung bei lebendiger Erfindung und Abwechselung, reiche Kreuzpfeiler wie in Dortmund, endlich wohlerhaltene Reste der ursprünglichen Bemalung: dies alles vereint machen das Werk zu einer der Perlen westfälischer und deutscher Kunst überhaupt.

Zu die gleiche Gruppe mit Methler gehören die Kirchen zu Plettenberg und Balve, erstere eine Dreifonchenanlage, die später durch einen polygonen, weiter hinausgeschobenen Chor verändert wurde, beide mit vereinfachten Pfeilern, beide ebenfalls Hallenkirchen, aber in der älteren westfälischen Form mit quergestellten Tonnen in den Nebenschiffen; überhaupt beide nicht auf der künstlerischen Höhe von Methler. Weiter sind hierher zu zählen die Kirchen von Brechten, Castrop, Hückarde, Wickede, Mengede und Kirchlinde, letztere im Mittelschiff mit zwei Kuppeln über quergestellten Tonnen.

Im Gegensatz zu diesen Werken bietet die St. Nikolauskapelle zu Obermarsberg ein interessantes Beispiel für das Vorkommen jenes feinen sächsisch-thüringischen Sinnes in der Zeichnung der Ornamente auch in Westfalen. Ein kleiner Bau, nur zwei französische Joche im Hauptraum, dazu ein quadrates Altarhaus und auch westwärts ein polygoner Ausbau. Die beiden Stützen zeigen bereits die französisch-gotische Rundform und sind mit kleinen Diensten besetzt; auch sonst tritt in vielen Gliedern stark gotisierende Tendenz hervor. Zwiespältig ist denn auch das reiche über das Werkchen

gebreitete Ornament, zum Teil noch von älterem Geist durchweht, zum Teil bereits einen maßvollen Realismus zeigend. Namentlich jene noch romanischen Charakter tragenden Teile aber sind von so korrekter und schöner Zeichnung, so herrlichem Fluß der Linien, so sauberer präziser Ausführung, daß sie geradezu klassische Vorbilder des Stiles geben.

Wie diese Gruppe kleinerer Kirchen als Ganzes schon durch die Hallenform und vielfach auch durch Wölbungs-Abnormitäten die selbständige Stellung der westfälischen Architektur kennzeichnet, so findet sich ähnliche Eigenart ebenfalls in den großen Bauten des Landes. Zunächst im Dom zu Osnabrück. Um die zwanziger Jahre des dreizehnten Jahrhunderts wurde derselbe mit Erhaltung älterer Reste neu her-

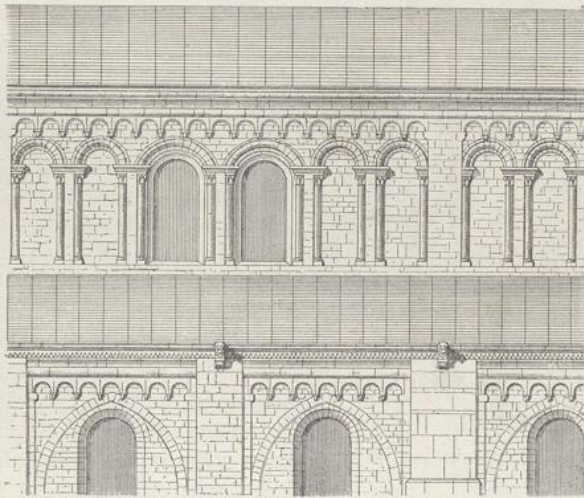


Fig. 118. System der Langhausfassade am Dom zu Osnabrück.

gestellt: eine Basilika in gebundenem System mit zwei (älteren) Westtürmen und rechtwinklig geschlossenem Altarhaus, letzteres eine Form, die in dieser Periode namentlich bei größeren Anlagen in Westfalen vielfach beliebt ist. In den drei Langhausjochen sind Haupt- und Nebensäulen in auffallender Weise unterschieden: Mächtige, mehrfach abgetreppte Vorlagen an den Hauptsäulen tragen die schweren Gurte. Die gewaltige Masse dieser Pfeiler macht es auch dem Laien augenfällig, daß sie im wesentlichen die Last der Wölbung trägt, während die Zwischenpfeiler nur untergeordnet sind. Darauf weist auch die große Halbkreisblende hin, welche, zwischen die Hauptpfeiler eingespannt, je zwei spitzbogige Arkaden umschließt. Die Rippen der hochanstiegenden spitzen Kreuzgewölbe sind nach westfälischer Art nur dekorativer Schein. Im ganzen giebt sich das Innere als ein wuchtiges aber charaktervolles und imponierendes Werk. Beachtenswert am Äußern ist die reiche und eigenartige Belebung der Mauern des Obergadens. Der Architekt greift hier zu einem Gedanken, der an dem etwas jüngeren Dome zu Münster (umgebaut 1225—61) dann weitere

Entwicklung findet (vergl. die Abbildung 120). In diesem Prachtwerk des mittelalterlichen Kirchenbaues, zugleich der größten Kirche Westfalens, erreicht die dortige Eigenart ihren klassischen Ausdruck. Sie schafft ein Werk von großem kompositionellen Wurf, von machtvoller und dabei (in den Teilen der Übergangszeit) feierlicher Wirkung durch die gewaltigen hoch gestochenen Gewölbekappen; dabei freiräumig wie kein anderer Bau der Zeit dank den weitgespannten Pfeileröffnungen. Leider ist das hier Gebotene ohne Einfluß für die allgemeine Entwicklung geblieben.

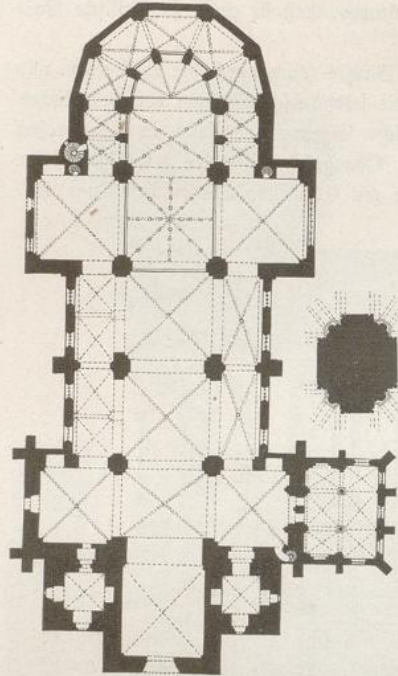


Fig. 119. Grundriß des Domes zu Münster.

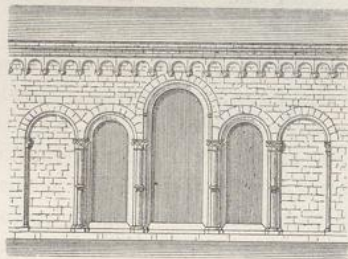
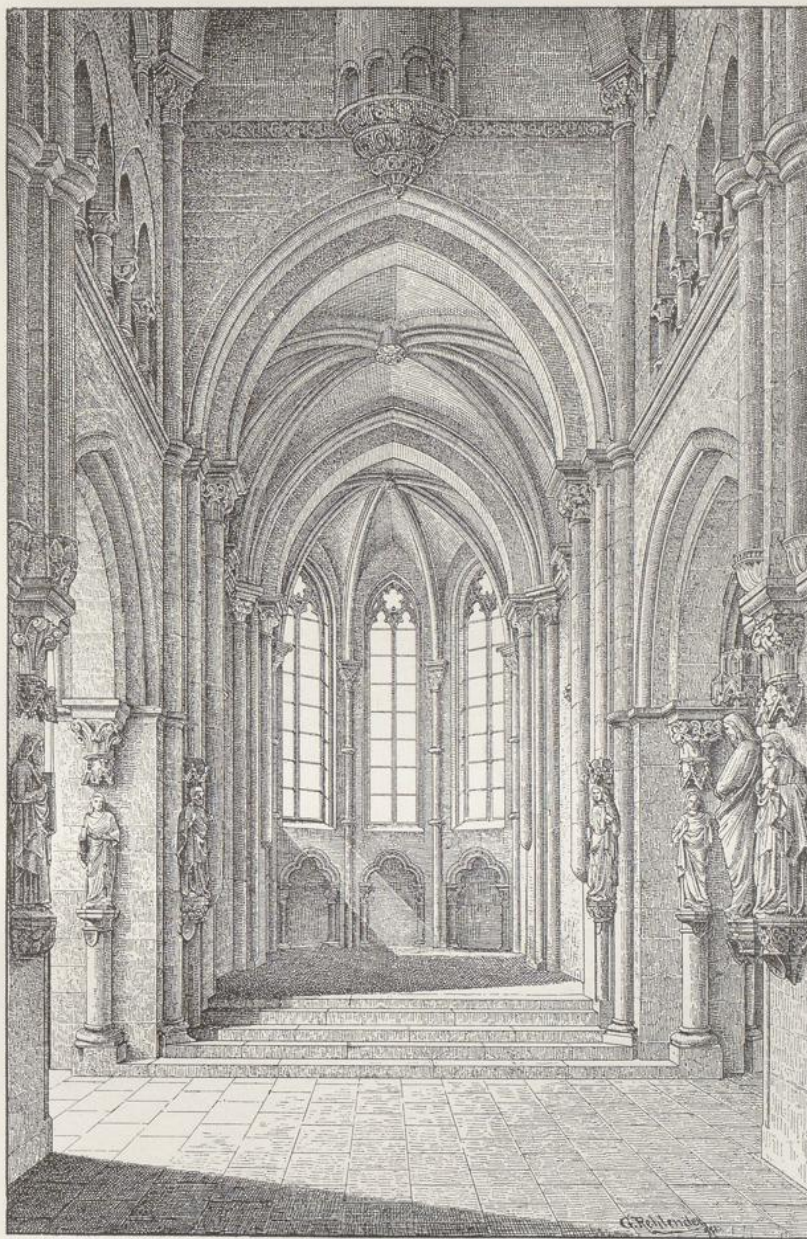


Fig. 120. Übergaden des Domes zu Münster.

Der polygone Chor mit seinem Umgang und der oberen schmalen, aber klar entwickelten Galerie darüber weist der Kirche auch innerhalb der lokalen Schule eine exzeptionelle Stellung an; ebenso ist das Vorkommen eines zweiten unmittelbar hinter der Westfront liegenden großen Querschiffes ohne Analogie in Westfalen. Wichtiger als dies beides aber ist die Bildung des Langschiffes. Ursprünglich wohl in gebundenem System gedacht, wobei ähnlich wie zu Osnabrück eine (hier spitzbogige) Blende, die zwei Arkaden jedes Mittelschiffsjoches umrahmte, sind vielleicht schon während des Baues diese Arkaden und der sie jedesmal stützende Nebenpfeiler entfernt worden, so daß nun in jedem Mittelschiffsjoch ein einziger weiter Spitzbogen sich gegen das Nebenschiff öffnet. Eine wichtige Neuerung das! die ohne den gerade in jenen Jahrzehnten übermächtigen französischen Einfluß der Ausgangspunkt einer eigenartigen Entwicklung hätte werden können; während sie jetzt nur vereinzelt noch auftritt, wie beispielsweise in den Domen von Magdeburg und Lübeck.

Von den Bauten des Südens gehört eine Reihe der wichtigsten, wie Heilsbrunn, Maulbronn, Ebrach, Brombach, als Zisterzienser Kirchen nicht in die lokale Schule; anderes ist bereits im vorigen Kapitel erwähnt, wie die Kirchen von Altenstadt, Denkendorf, Pforzheim, Gmünd. Letzterer fügte die volle Übergangszeit wohl als letztes Stück



St. Sebald in Nürnberg; Westchor (jog. Löffelholzische Kapelle).

des gesamten Baues den originellen, isoliert stehenden Turm hinzu, der in seiner eigenartigen Überführung des Quadrates in das Achteck einzig in Deutschland dasteht. Im ganzen betrachtet, reicht das, was an Werken der lokalen Schule außer den genannten Kirchen in Franken, Bayern und Schwaben vorhanden, an Bedeutung an anderwärts Geleistetes nicht heran. Das wichtigste darunter sind in Franken die älteren Teile von St. Sebald in Nürnberg: fünf Pfeilerpaare des Mittelschiffes mit ihren Obermauern, das Altarhaus und der polygone Chorschluß (die Löffelholzische Kapelle), so wie die zwei quadratischen das Altarhaus flankierenden Türme. Eine gewisse Schwere der Formen ist hier unverkennbar. Mehr noch als das Äußere zeugt davon das Innere mit der kleinen, von verkümmerten, plumpen Achteckpfeilerchen getragenen Emporenarkatur in jeder Travee und den kräftigen über den Arkadenkämpfern auf Konsolen gestellten Gewölbevorlagen, so wie der Massigkeit der ganzen künstlerischen Gliederung. Dabei weisen die Kleeblatt-Blendarkatur und die mit Schafringen versehenen Wandsäulen des Chores auf rheinische, die volle Kreuzbildung der Pfeiler mit Halbsäulenvorlagen selbst in der Längsrichtung derselben auf westfälische Gepflogenheit. Auch das Detail verrät eine gewisse Unselbstständigkeit den nicht immer ganz verstandenen heterogenen Einflüssen gegenüber: Es finden sich schon weich ausfließende Basen und doch noch gelegentlich Eckblätter daran; die maurischen Kapitelle der Übergangsteile sind bei allem Anschluß an die von Norden her kommende Formgebung ungraziöser und plumper als dort, entbehren jener feinen Silhouette, die in Sachsen und Thüringen so oft das Auge entzückt; und gleiches gilt von den bereits das naturalistische Blattwerk der Gotik tragenden Kapitellen der Seitenschiffe, bei denen die schlanke Kelchlinie durch gebauchtere Becherform ersetzt ist. — Das hier zu Tage tretende aber wiederholt sich im allgemeinen in der Formbehandlung aller südöstlich von Nürnberg gelegenen Gebiete.



Fig. 121.



Fig. 122.

Kapitelle aus St. Sebald zu Nürnberg.

Von den Bauten Schwabens, welche in dieses Kapitel gehören, sei hier nur noch die kleine St. Walderichskapelle beim Benediktinerkloster Murrhardt (Fig. 123), fünf Meilen von Stuttgart, genannt. So erstaunlicher Reichtum der Ornamente wie hier am Äußeren der Chornische, findet sich nicht wieder in deutschen Landen! Ein fast quadrater Raum mit runder Chornische, in spitzbogigem, auf birnförmigen Rippen ruhendem Kreuzgewölbe überdeckt. Unter den noch rundbogigen Fenstern nach rheinischer Art ringsumlaufend eine Kleeblatt-Blendarkatur. Außen ein reiches Portal und über jeder der vier Seiten des Gebäudes ein Giebel, so daß ein Rhombendach entsteht, wie es so vielfach die rheinischen Türme deckt. —

Die zu St. Sebald zu Tage tretenden Erscheinungen wiederholen sich zunächst im Hauptort Bayerns während dieser Periode, in Regensburg. Hier bleibt der Übergangsstil überhaupt länger wach als in den westlich angrenzenden Gegenden. Noch

in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts entsteht hier der reiche Kreuzgang von St. Emmeram, der in seinen reifsten zur Gotik hinneigenden Teilen sogar erst im Beginn

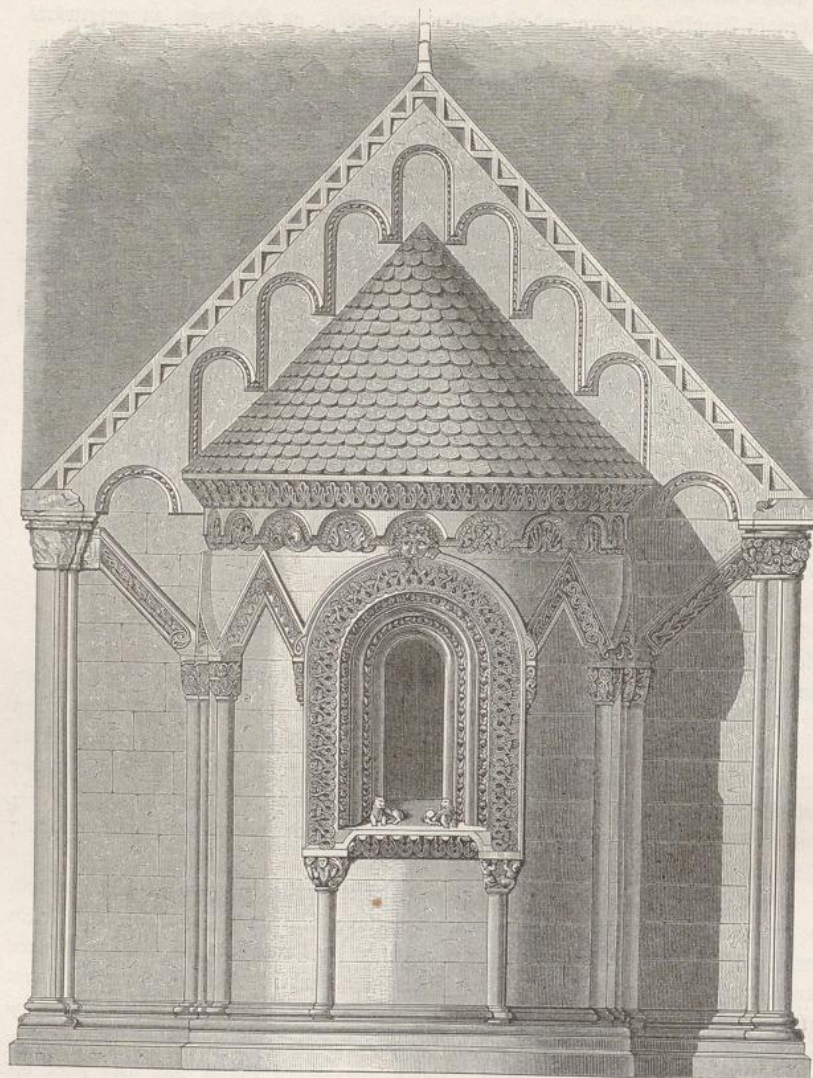


Fig. 123. St. Walderichskapelle in Murrhardt.

des folgenden vollendet sein dürfte. Dazu bietet das reiche Portal (Fig. 124), welches vom nördlichen Arm aus zur Kirche führt, ein eigentümliches Rauten- und Zickzackornament, welches sich zum Teil filigranartig über die eigentlichen Profile der Bogenleibung legt.

Derartige Zickzackornamente besitzt vielleicht als ältestes Beispiel in Deutschland, freilich in wesentlich einfacherer Form, bereits das Südportal der Schottenkirche St. Jakob. Seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts aber kommt diese Bildung allwärts vor, so, um ein paar Beispiele zu nennen, am Portal der Kirche zu Treßfurt bei Mühlhausen in Thüringen; in Franken an je einem solchen des Domes und der Karmeliterkirche zu Bamberg; in Westfalen an Gewölberippen des Domes zu Münster, im Rheinland an der Kapelle zu Kommersdorf (gew. 1210) u. s. f.; und in der romanischen Wandmalerei spielt die Wellen- und Zickzacklinie bekanntlich von früh an eine wichtige Rolle. Ob man deshalb, wie geschehen, in der Formbehandlung von St. Emmeram und den auf diesem Werk fußenden Bauten den Einfluß jener irischen Mönche der „Schotten“ sehen darf, denen St. Jakob gehört, weil in der englisch-irischen Architektur das Zickzackornament eine noch größere Rolle spielt als bei uns, erscheint immerhin zweifelhaft. Um so mehr, als irgend ein anderer positiver Anhalt für irische Einflüsse in der deutschen Architektur durchaus fehlt.

Wie St. Emmeram, so bieten auch die übrigen Bauten Regensburgs allerlei Eigenarten in der Formgebung; zunächst St. Katharina (die Spitalkirche) in Stadtamhof, der Vorstadt jenseit der Donau, eine sechseckige Anlage vom Jahre 1287 mit stark gotisierenden Formen und ebenso die „alte Pfarre“ St. Ulrich neben dem Dom, ein einfacher und ziemlich grober Bau der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, aber entwicklungsgeschichtlich wichtig, mit vielen neuen und manchen sehr eigenartigen Elementen und dabei doch noch voller Anklänge an den alten Stil. Die außergewöhnliche Anlage, ein Rechteck mit ringsumlaufenden Emporen, zeigt, daß das Programm hier die Unterbringung einer möglichst großen Zahl von Andächtigen in thunlichst kleinem Raum verlangte. Das aber ist das Problem der Predigtkirche, welches, durch lokale Ursachen bedingt, hier zuerst in die Geschichte tritt; erst das sechzehnte Jahrhundert nimmt diese Aufgabe bekanntlich wieder auf.

In den österreichischen Landen hatte, wie wir in der vorigen Periode gesehen, bauliche Monumentalentwicklung überhaupt spät erst Fuß gefaßt. Erst in einer Zeit erlangte dort der romanische Stil seine volle Reife, in der am Rhein bereits gotische Tendenzen um sich greifen; und die binnenländischen Übergangsformen — der Spitzbogen in der Konstruktion, der Rundbogen in der Dekoration — bleiben gleichwie in Bayern hier noch bis hinein in die letzten Jahrzehnte des dreizehnten Jahrhunderts. Noch aus den Jahren 1210—30 zeigt der Chor der Kirche von Schöngrabern mit seinen rohen, ganz willkürlich der Architektur beigelegten Skulpturen — bis auf das Rippengewölbe — die rein romanischen Formen. — Zuerst im Jahre 1187 war in diesen Gegenden das gebundene System in der Cisterzienserkirche von Heiligenkreuz in der Nähe von Wien aufgetreten; ein unmittelbarer, mit der lokalen Schule in keiner Beziehung stehender Import vom Westen, ganz in rundbogigen Formen. Ähnliches bietet noch aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die alte Pfarr-, heutige Franziskanerkirche zu Salzburg, die zwar etwas reicher in der Pfeilergliederung, aber noch immer ziemlich primitiv in den Details ist.

Das wichtigste Werk dieser Periode im Österreichischen war wohl der durch einen Brand vom Jahre 1258 veranlaßte Umbau der alten, schon 1147 geweihten Pfarrkirche von Wien, St. Stephan. 1276 litt die Kirche dann noch einmal durch



Fig. 124. Portal von St. Emmeram zu Regensburg.

einen Stadtbrand, dessen Folgen jedoch für sie nicht von der Bedeutung des früheren waren. Von jenen Bauten des dreizehnten Jahrhunderts ist hier ein Teil der Westfassade und vor allem das prachtvolle, mit vierzehn Säulen und reichen plastischen Zuthaten geschmückte Portal, das sogenannte Riesenthor, erhalten. Selbst aus der altösterreichischen Vorliebe für derartige schmuckvolle Bildungen hervorgegangen, ist

es wieder das vielbewunderte Vorbild für zahlreiche ähnliche Anlagen im Lande geworden. Im Detail der Bogenleibungen treten hier dieselben eigentümlichen Zickzack- und Kombenornamente auf wie zu St. Emmeram in Regensburg. Und zwar ist diese seltsame Ornamentik an beiden Orten so ähnlich, daß Zufall ausgeschlossen scheint; der Meister des Riesenthores muß zu Regensburg in Beziehung stehen! Ging diese Verbindung etwa über das Wiener Schottenkloster, welches mit St. Jakob in Regensburg, dem Mutterhause der ganzen Kongregation, in mannigfacher Verbindung stand? — Von Wien aus trat dann diese Formgebung ihren Rundgang durch die österreichischen Länder an.

Wie St. Stephan, so haben auch die anderen wichtigen Bauten dieser Periode im Erzherzogtum Österreich ihre ursprüngliche Gestalt mehr oder weniger durch spätere Umbauten eingebüßt: so zu Wien selbst die Hof-Pfarrkirche St. Michael (ursprünglich 1221 geweiht), welche nach dem Brande von 1276 in Übergangsformen wieder hergestellt wurde, dann die Liebfrauenkirche zu Wiener-Neustadt, von der eine Weihe aus dem Jahre 1279 bekannt ist. Erstere besitzt aus dem dreizehnten Jahrhundert noch Langhaus und Querschiff, die letztere nur das Langhaus mit seinen schweren, unsymmetrisch gegliederten Pfeilern und (zum Teil) wulstförmigen vielgliedrigen Pfeilerkapitellen nach Art der des Doms zu Worms und des Münsters zu Basel.

Die architektonische Entwicklung Böhmens hatte sich in der vorigen Periode nur mühsam aus rohen Anfängen herausgeschält. Mit der Übergangszeit aber setzt hier wie in dem seit 1208 zu Böhmen gehörenden Mähren sofort eine relativ glänzende Kunstentfaltung ein, die in den Jahren 1230—80 gipfelt. Mehrfache Ursachen kamen zusammen, sie zu zeitigen. Wie stets, wirkt auch hier entscheidend der politische Aufschwung des Landes. Nach furchtbaren Kämpfen im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts, das nicht weniger als acht Thronwechsel gesehen hatte, traten endlich seit Beginn des dreizehnten Jahrhunderts verhältnismäßig ruhigere Zeiten wieder ein. Die allmähliche Konsolidierung der Verhältnisse führte seitdem hier zur systematischen Anlage neuer Städte und Dörfer, und damit zur Heranziehung germanischer Kolonisten. Diese werden ein befruchtendes Element für die lokale Entwicklung. Und ebenso wie sie sind dies die jetzt ins Land vordringenden geistlichen Orden, die Templer und deutschen Ritter, vor allem die Cisterzienser. Letztere werden von Königen und großen Dynastien vornehmlich gern herangezogen; sie sind willkommenen Zivilisatoren der rohen Völker, Kultivatoren des vielfach noch jungfräulichen Bodens. Denn der Klostermann jener Jahrhunderte, vornehmlich der Cisterzienser, versteht es wie kein anderer, den Segen der Felder zu gewinnen; was aber der Mönch auf seinem Grund und Boden vermag, das lernt allmählich auch der Bauer von ihm. Der Dank der Großen stattet die böhmischen Cisterzienser mit reichem Besitz aus, errichtet ihnen Gotteshäuser von einer Pracht, wie sie sich sonst in deutschen Landen an den Bauten dieses Ordens nicht wiederfindet. Das reichste dieser Klöster war das einst hochgepriesene Königsaal, das begünstigte Prachtwerk König Wenzels II., freilich schon aus gotischer Zeit (1283—1305). Hier wurde der volkstümliche König selbst beigesetzt; aber schon im Jahre 1420 zerstörten die Hussiten das vielgefeierte Nationalheiligtum bis auf den letzten Stein. —

Nicht böhmische Architekten sind es, welche die wichtigsten Werke der Übergangszeit errichten. Die von fremd her ins Land kommenden Ordensgenossenschaften

bringen ihre eigenen Baumeister mit! Nur so erklärt sich das plötzliche Einsetzen eines schon gotisierenden Übergangsstils ohne die Vorstufen einer allmähigen Entwicklung im Lande, während daneben namentlich bei kleineren Werken der romanische Stil gegen das Ende des Jahrhunderts noch bleibt: so beispielsweise in den Rundkapellen zu Prag und Schellowitz wie in der Pfarrkirche zu Liebshausen.

Es ist eine stets wiederkehrende Beobachtung, daß die Kunst höher kultivierter Länder bei ihrer Übersiedelung in barbarische Gebiete von der Reinheit und organischen Folgerichtigkeit ihrer Erscheinung verliert. So auch hier. Wohl bietet die Übergangszeit



Fig. 125.



Fig. 126.

Kapitelle aus St. Agnes, Prag.

in Böhmen Bauten von imposanten Abmessungen, Werke, reich an mancherlei künstlerischem Reiz, reich namentlich an lebendigen ornamentalen Einzelheiten; aber es fehlt die harmonisch-logische Durchbildung des ganzen Baues, die erst dem Werk die volle Weihe giebt. Und diese Einheit des Stiles lassen selbst die aus einem Guß entstandenen Kirchen gelegentlich vermessen: namentlich finden sich häufig inmitten fortgeschrittener Formgebung Rückfälle in

Archaismen, wie man sie nur an sechzig Jahre älteren Bauten suchen würde. Die Zeichnung des Details zeigt mit der wachsenden Entfernung von den Zentren der baulichen Bewegung in steigendem Maße jene Willkürlichkeiten, die uns schon in Süddeutschland entgegentraten (vergl. beispielsweise die wenig glücklichen Bildungen Fig. 125 u. 126). Auch die rein tektonischen Teile leiden unter demselben Mangel an geschultem Kunstgefühl. Selten nur ist der Grundriß geschnitzmäßig komponiert, selten die Pfeilerbildung organisch entwickelt; der charakterlose Achteckspfeiler, sonst eine Ausnahme im Übergangszeitalter, gewinnt hier bevorzugte Bedeutung. Ebenso zeigt die



Fig. 127. Pfeilergrundriß in der Kirche zu Trebitsch.

Profilbildung vielfach barbarische Vergröberungen der traditionellen Form und die Verhältnisse des Aufbaues ein unsicheres Schwanken. In Trebitsch verhält sich die Höhe des außerordentlich schlanken Mittelschiffes zu der der Seitenschiffe nahezu wie 3 zu 1. In Tischenowitz sind dagegen die Verhältnisse so gedrückt, daß die Breite des Mittel-

schiffes sich zur Höhe desselben wie 7 zu 4, für die Seitenschiffe gar wie 3 zu 2 verhält; beides Extreme, die anderwärts kaum wiederkehren. Gleichen Ursachen ist es endlich wohl auch zuzuschreiben, daß hier nicht nur neben der Basilika vielfach bereits der Hallenbau auftritt, sondern daß auch absonderliche Grundrisse aller Art nicht selten sind, ja selbst Chorschiffe aus zwei Seiten des Dreiecks vorkommen.

Für die Willkürlichkeiten des böhmischen Provinzialismus bietet gleich eines der ältesten Werke dieser Periode, die Benediktinerkirche von Trebitsch (erbaut ungefähr 1230—45), ein charakteristisches Beispiel: ein süddeutscher Grundriß ohne Querschiff mit drei Apsiden und weit ins Langhaus vorspringendem Chor, der durch volle Mauern von den Seitenschiffen getrennt ist, unter ihm eine Krypta. Die Pfeilerbildung mit

ihren rohen Schrägen hat etwas barbarisch unentwickeltes und ihr gleichwertig ist vieles im Detail. Die Wandgliederung des reich deforierten Chores dagegen erinnert an die rheinische Behandlung, während seine Wölbung befremdlicher Weise aus drei achteitigen Kappengewölben auf schweren Gurten gebildet ist. Die Westfront wurde im Jahre 1756 umgebaut. Der Haupteingang im Norden birgt unter quadratem Paradies ein reich gegliedertes rundbogiges Portal mit zwanzig Säulen von gedrückten Verhältnissen. — Viel regelmäßiger ist die Grundrißbildung der Klosterkirche zu Tischnowitz, ebenfalls in Mähren; ja es ist dies die regelmäßigste Anlage im Lande überhaupt. Fünf französische Joche im Langhaus und drei polygone Apsiden an der Ostseite des Kreuzarmes, die mittlere mit tiefem Altarhaus. Dazu im Norden der wohlerhaltene Kreuzgang in stark gotisierenden Formen. Die Kirche zeigt nicht nur in allen konstruktiven Gliedern, sondern bereits in einem Teil der Fenster den Spitzbogen. Die Formen sind einfach, der Gesamteindruck bei der geringen Höherhebung massig. Dazu wieder ein reiches, spitzbogiges Westportal, welches hier wie zu Freiburg den französischen

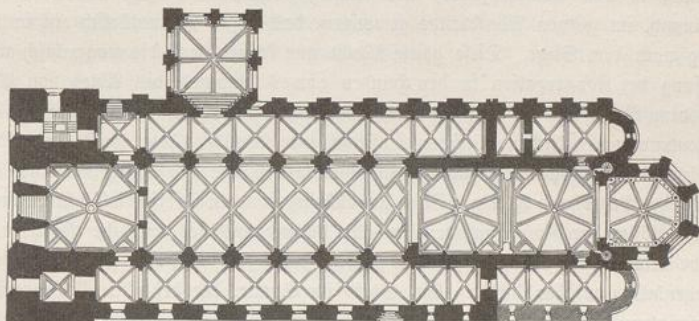


Fig. 128. Grundriß der Benediktinerkirche von Trebitsch.

Statuenschnuck trägt. — Ein drittes reiches Portal schon in nahezu gotischen Details findet sich in den Trümmern der Cisterzienserkirche Hradischt bei Münchengrätz. Seine ziemlich reine Bildung des Akanthusblattes steht im auffälligen Gegensatz zur Behandlung des Blattwerkes zu Tischnowitz; auch ist die Ersetzung der Hohlkehlen zwischen den Säulen durch flache ornamentierte Pilasterfüllungen auffällig.

Neben diesen drei hervorragenden Bauten treten die übrigen ziemlich zahlreich erhaltenen Werke an Bedeutung zurück. So das St. Agneskloster zu Prag, die Kloster- und die Pfarrkirche zu Jglau, die Pfarrkirche St. Nikolaus zu Humpolec, das Langhaus von St. Bartolomäus in Kolín, die Marienkirche zu Politz, die Malteserkirche zu Strakonitz, die Pfarrkirche zu Kourim u. a. Die großen Cisterzienserkirchen zu Sedletz und Hohenfurt aber, so wie die Dchantel-Kirche zu Hohenmauth bewahren bei vorwiegend gotischen Formen nur noch geringe Anklänge an die ältere Zeit. In der im wesentlichen zwischen 1290—1304 errichteten Kirche zu Sedletz ist auch der fünfjochige Grundriß mit seinem französischen Kapellenkranz ganz gotisch, während Hohenfurt trotz der französischen Traveen im Langhause, der Strebepfeiler und der polygonen Apsis an der traditionellen Chorbildung der Cisterzienser festhält. —

Die Bauten dieses Ordens bilden, wenn man von den böhmischen Kirchen desselben abieht, eine so fest in sich geschlossene Gruppe, daß sie für die Übersicht besser von den übrigen Werken gelöst und als einheitliches Ganzes betrachtet werden. Denn selbst bei räumlich weiten Entfernungen stehen die einzelnen Zisterzienser-Kirchen oft einander näher als den benachbarten Werken der lokalen Schule. Namentlich bieten sie einen bewußten und gewollten Gegensatz zu der bisherigen Mönchsarchitektur. Es ist eben ein neuer Geist, eine neue Entwicklungsphase des religiösen Lebens im Mittelalter, welche mit diesem Orden in die Erscheinung tritt und auch in der Architektur Ausdruck gewinnt.

Der Kampf für die Beseitigung des Laieneinflusses auf Kirche und Priesterschaft war, wie wir S. 84 ff. gesehen, nicht bei der Reinigung des Priesterstandes stehen geblieben. Aus der ethischen Frage war eine Machtfrage geworden und gegen das Jahr 1100 der Sieg der theokratischen Idee über das Imperium entschieden. Welche Bedeutung in den Kampfesjahren der wichtigste Helfer des Papsttums, der Orden von Clugny, im ganzen Abendlande gewonnen, das zeigte sich natürlich erst in vollem Umfang nach dem Siege. Diese ganze Macht nun konzentrierte die monarchisch-absolute Verfassung der Kongregation in den Händen eines Mannes, des Abtes von Clugny. Neben dem Papst war er jetzt die wichtigste Person innerhalb der Hierarchie, Clugny das Zentrum einer kirchenpolitischen Position geworden, die, dem Geiste des Mönchtums im Grunde zuwider, zugleich für die hierarchische Verfassung, wie sie einmal bestand, eine Bedrohung bildete. Denn unabhängig von den Territorialbischöfen breiteten sich die Klöster der Kongregation über alle Länder aus; es war ihr Vorrecht, daß nur ihr Oberhaupt, kein Bischof, geschweige denn ein weltlicher Fürst, sich in ihre Angelegenheiten mischen durfte. Ein Staat im Staate, der bei allen kirchenpolitischen Fragen nahezu die Entscheidung in Händen trug!

Aber im Verlauf der Geschichte korrigieren sich die Ausschreitungen von selbst; das gestern noch angestrebte Ziel ist heute bereits überholt. Als der Sieg der theokratischen Idee entschieden, da wendet sich der einst von Clugny aus geweckte Geist kirchlicher Askese allmählig gegen die eigene Mutter.

Der Kirche ist die allmähliche Vertiefung des religiösen Empfindens im Laienstande zu danken; ihre Lehren, ihre Predigt der Kreuzesfahrt erst hatten dem Laien das Bedürfnis der opferfreudigen Hingabe der eigenen Existenz an die Gottheit erweckt. Jetzt nun greift derselbe Geist reformierend auf den Mönchsstand über. Ein Clugnienser ist es, der zuerst wieder ausspricht und durch seine Lebensführung besiegelt, daß weltliche Machtfragen dem Geist des Mönchtums zuwider, daß der Mönch durch Verzicht auf alle weltlichen Freuden sein Leben in fortgesetztem werktätigen Opfer der Gottheit darbringen müsse. Und wieder, wie in den Tagen Odo's, ist dies ein Glied des hohen Burgunder Adels, Robert, ein Abt von St. Michel Tonnière, aus der Familie der Herzöge von Burgund. Auf die Durchführung der in ihm lebendig gewordenen Überzeugungen in den bestehenden Abteien verzichtet er von vornherein; aber es gelingt ihm doch, seine Anschauungen insoweit auf einen Teil seiner Mönche zu übertragen, daß sie sich mit ihm zur Einrichtung eines neuen Klosters, Molesme, vereinigen. Die Konstitution von Clugny ist auch hier für sie maßgebend;

aber ohne die allerwärts eingerissenen Erleichterungen für das Leben der Einzelnen soll sie durchgeführt werden.

Der Versuch mißlingt! Bald unterscheidet sich Molesme in nichts von den übrigen Klöstern, und Robert muß erkennen, daß für seine Auffassung des Mönchtums innerhalb der Kongregation kein Platz ist. Nun entflieht er in ein einsames Bergthal Cîteaux, um hier, abgeschieden von der Welt und unbekümmert um sie, durch das Opfer des eigenen Ich in Armut und Entfagung verbunden mit harter körperlicher Arbeit dem Herrn zu dienen. Das war seit Jahrhunderten etwas völlig neues und weit unterschieden von den landläufigen Begriffen des Einsiedlers. Der Ruf des Anachoreten, der doch zu den Fürsten des Landes gehörte und freiwillig auf einen Abtitz verzichtet hatte, verbreitete sich deshalb schnell im Lande. — Eine Anzahl gleichgesinnter Männer zieht ihm zu, die er nach überkommener Sitte zu mönchischem Konvikt zusammenschließt. Am 2. März des Jahres 1098 weiht der so entstandene Konvent seine ersten armseligen Bedürfnisbauten: ein paar Holzhütten zum Wohnen, ein kleines Oratorium für den Gottesdienst. — Diese Entwicklung erregt jedoch die Aufmerksamkeit Clugny's; Robert wird deshalb schon im folgenden Jahr zur Rückkehr nach Molesme gezwungen, wo er zehn Jahre später, 1108, stirbt, ohne, wie es scheint, seine Gründung Cîteaux wiedergeesehen zu haben.

Die Beseitigung des Hauptes brachte aber die Bewegung nicht zum Stillstand. Vielmehr befestigte, wie gewöhnlich, die Verfolgung die Sektierer in ihrem Thun. Und mit ebenso viel geschäftlicher Klugheit als religiöser Begeisterung verfolgen sie ihr Ziel. Für die Rückberufung Roberts hatte Clugny den Papst zu engagieren gewußt; es kam deshalb in erster Linie darauf an, diese Bundesgenossenschaft zu brechen, das Haupt der Kirche für die Ideen der neuen Genossenschaft zu gewinnen und so von ihm die Sanktion des Geschehenen, die Genehmigung zur Errichtung des neuen, zu den bisherigen Anschauungen des Mönchtums sich im Gegensatz setzenden Ordens zu erlangen. Man geht schrittweis vor. Unbedingte Unterwerfung unter das Episkopat gewinnt zunächst dies: es erkennt seinen eigenen Vorteil in der Begünstigung der „neuen Mönche“ gegenüber den Clugniensern. So nehmen die Abgesandten, welche Roberts Nachfolger Alberich bald nach des Ersteren erzwungenem Scheiden von Cîteaux nach Rom sendet, schon Empfehlungsschreiben der nächst beteiligten Diözesanbischöfe mit. Ihrer Geschicklichkeit gelingt es, im Jahre 1100 die Anerkennung der neuen Genossenschaft heimzubringen. So revolutionär deren Auftreten den Benediktinern erschien, im Grunde war jene die Cisterzienser kennzeichnende rücksichtslose Verwirklichung dessen, was man am besten als die mönchsphilosophische Weltanschauung bezeichnet, nur eine naheliegende Konsequenz aus dem bisherigen Entwicklungsgange der religiösen Ideen. Die unbedingte Hingabe der ganzen Existenz an den Unsichtbaren, die von Cîteaux verlangte werthtätige und entfagungsreiche Liebe sind Forderungen, deren Aufkommen Clugny selbst vorbereitet hatte. Cîteaux zieht nur die Konsequenz aus der Lehre Clugny's! Das persönliche Opfer aber, dieses sichtbarwerden der asketischen Theorie, gewinnt gerade den Neuerern die Sympathien aller Stände.

Trotzdem sind die nächsten Jahre noch ein Ringen um die materielle Existenz der kleinen Gemeinde. Bei Alberich's Tode 1109 scheint sie sogar ernstlich gefährdet;

war doch der harten Lebensweise und ungesunden Luft in dem sumpfigen Waldthal ein Teil der Genossen zum Opfer gefallen, ohne daß neuer Zuzug erschienen wäre. — Den äußerlichen Wendepunkt in der Jugendgeschichte des Ordens bezeichnet erst der Moment, wo der junge Bernhard von Chatillon angeblich mit dreißig Genossen sich zur Aufnahme meldet (1113). Mit ihm zieht der Thatendrang und die Begeisterung, die unbekümmert um allen Widerspruch ihr Ziel verfolgen, in Cîteaux ein, diese notwendigen Voraussetzungen des Erfolges für alle großen Bewegungen.

Unter den gewaltigen Gestalten, an denen die mittelalterliche Kirchengeschichte reich ist, ist Bernhard eine der achtungsgebietendsten, ein Mann von glühender Hingabe an das für Recht erkannte, von ebenso aufrichtiger Religiosität als Zielstrebigkeit und Weltflugheit, dabei von nie erlahmender Energie, gewaltig durch seine alles hinreißende Beredsamkeit, durch die er den ihn befeelenden Feuergeist auf die andächtig lauschende Menge zu übertragen weiß; und ebenso durchschlagend als Schriftsteller und Dialektiker. Es war nicht des Mannes Art, sich mit diesen Fähigkeiten in engem Kreise zu bescheiden. Bald ist er unter den Genossen der erste; das unter ihm entsendete (dritte) Tochterkloster Clairvaux, dessen Abt er wird, gewinnt einen Ruf, der selbst den von Cîteaux verdunkelt. Auch ist das jetzt erfolgende schnelle Wachstum des Ordens zum guten Teil Bernhards persönlichen Eigenschaften und der Stellung zu danken, welche er durch diese in der großen Politik gewinnt. Energisch genug hat er in diese eingegriffen, so auf dem verhängnisvollen Tage zu Freiburg (1147), wo seine die Massen zündende Rede den widerstrebenden Kaiser Konrad zu jenem ruhmlosen Kreuzzuge zwang, der die abendländische Politik des Reiches auf Jahre lahm legte. Aber nie hat er für seinen Orden selbst politische Macht angestrebt, hat diesen vielmehr in Wort und Schrift, in scharfem Gegensatz zu Clugny, stets auf die Wege asketischer, um die Weltthätigkeit ungekümmelter Religiosität gewiesen.

Seit dem Jahre 1113 datiert die rasch sich mehrende Entsendung von Tochterklöstern. 1119 erfolgte die definitive Redaktion der Regeln und mit ihr die offizielle Konstituierung des Cisterzienserordens als einer neuen, im Gegensatz zu den bestehenden Mönchsgeellschaften errichteten Gemeinschaft durch die vom Papst genehmigte „Carta caritatis“. Entworfen hatte sie der Abt von Cîteaux in Gemeinschaft mit den Vorstehern der vier ältesten Töchter (la Ferté, Pontigny, Morimond, Clairvaux). Sie schließt sich im Formalen zwar vielfach an Clugniensergebräuche an, steht aber dem Geiste nach gerade zu diesem Orden in Gegensatz. An Stelle der dortigen monarchischen Regierung tritt hier eine mehr kollegiale. Nicht der Abt von Cîteaux, sondern das anfänglich alljährlich, später in dreijährigem Turnus sich versammelnde „Generalkapitel“ ist die höchste Instanz. Zu diesem Generalkapitel sollen sämtliche Ordensäbte erscheinen. Alljährlich hat ferner jeder Abt in der unmittelbaren Filiation seines Klosters zu visitieren; im Stammhause Cîteaux thun es die vereinigten Äbte der vier ältesten Töchter. Auf die Anerkennung und Schonung der Rechte von Bischöfen und Weltgeistlichkeit wird besonderes Gewicht gelegt; man will überhaupt keine Verbindung mit der Laienwelt: selbst der Gottesdienst in der Klosterkirche ist kein unbedingt öffentlicher, Seelsorge den Brüdern ausdrücklich verboten; und damit der Anreiz zu solchem Thun, sowie die Eifersucht der Pfarrgeistlichkeit wegfallen, ist die Annahme von Emolumenten, selbst dann, wenn dringende Not zu einem ausnahms-

weisen Eingriff in die Pfarramtshandlungen zwingt, untersagt. Verboten ist ferner der Unterricht der Jugend, soweit es sich nicht um angehende Mönche handelt; auch dies ein bewußter Gegensatz gegen Clugny, das einst nicht zuletzt durch die Jugenderziehung jenen großen politischen Einfluß gewonnen. Man ist eben fast ängstlich bemüht, sich die Sympathien der Weltgeistlichkeit durch Fernbleiben von deren Thätigkeitsgebiet zu gewinnen, und ebenso die der Großen des Landes. Den letzteren machen sich die Cisterzienser, wie schon erwähnt, durch die Pflege, welche sie dem Landbau zuwenden, wichtig. Als Kultivatoren sind sie überall thätig, sind willkommen Kolonisten für die Landesherren, die in ihnen bald Förderer des nationalen Wohlstandes und damit ihrer Hausmacht erkennen. Namentlich in den östlichen Provinzen sind sie als Träger der Germanisierung, als Lehrer des Volkes in der Landwirtschaft von Segen geworden. Besser wie sie verstand niemand Sümpfe auszutrocknen, Seen anzulegen, den Urwald in fruchtbares Gelände zu verwandeln. Für solche Zwecke wählen sie jedesmal den Ort ihrer Niederlassung fast raffiniert geschickt: fruchtbarer Boden, ein abgelegenes Waldthal durchströmt von einem Bach, den sie zu fischreichen Weihern aufstauen. Erfüllt die erste Niederlassung nicht ihre Hoffnungen, so wechseln sie lieber selbst mehrfach den Ort, als sich in ungünstiger Gegend fest anzusiedeln. — Das Volk aber hängt an den neuen Mönchen wegen des Ernstes ihres religiösen Auftretens, der Anspruchslosigkeit und Strenge ihrer Lebensführung.

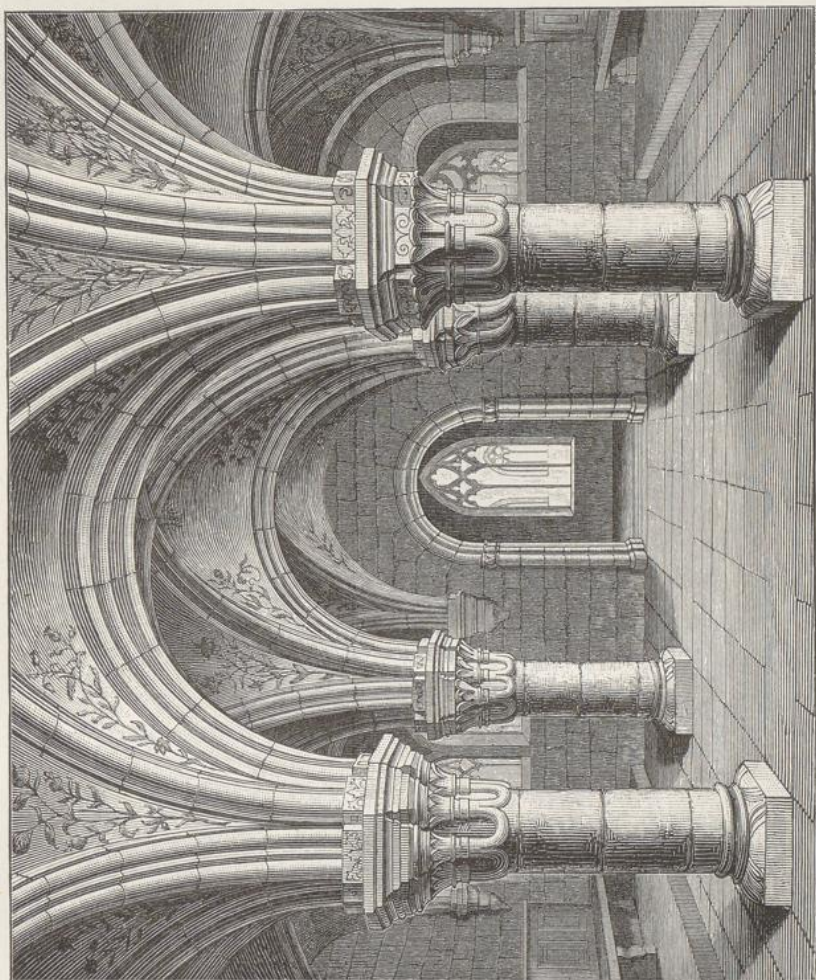
Schon in Clugny erschwerte eigenartiges Formelwesen den Verkehr der Genossen untereinander; Wilhelm von Hirsau hatte hierauf noch gesteigertes Gewicht gelegt. Für die Cisterzienser aber wird darüber hinaus das ganze Leben auf die strenge Askese der ursprünglichen Regeln Benedikts zurückgeführt. Dadurch ist die Existenz dieser Mönche in der ursprünglichen Schärfe eine außerordentlich entbehrungsreiche. Persönliche Armut ist Gebot; nur das Kloster, nicht der Einzelne darf Besitz haben; Fleischgenuß ist Kranken allein erlaubt, für die Gesunden der Tisch ein rein vegetarischer. Der Tag wird ausgefüllt durch harte Arbeit; denn man fürchtet die Folgen der Muße und des kontemplativen Wesens, zu denen das Studium „der Werke der Heiden“ führe.

Daß bei solchen Anschauungen Kunst und Wissenschaft in den neuen Klöstern keine sonderliche Pflegstätte finden, liegt auf der Hand. Der Geist der Entsagung auf die irdischen Freuden, der in den Begründern des Ordens lebt, hat denn auch nach dieser Richtung hin drakonische Regeln aufgestellt, die freilich nicht lange befolgt wurden. Beschäftigung mit Poesie und Malerei sind absolut verboten; Bücher dürfen zwar abgeschrieben, aber nicht mit Miniaturen geschmückt werden, denn alle künstlerische Dekoration ist überflüssig und deshalb gefährlich. Ausdrücklich betont eine der frühen Ordensschriften, daß selbständige Verwaltung des Eigentums, Kultivierung und Urbarmachung des Bodens der Beschäftigung mit den Wissenschaften, der Verfertigung von Miniaturen und künstlerischen Ausstattungsstücken der Kirche vorzuziehen sei. Das Gotteshaus selbst soll denn auch so einfach wie möglich sein, alles rein dekorative fortfallen; fortfallen sollen die farbigen Fenster, Wandgemälde, figürlichen Darstellungen; nur ein Bild des Heilandes ist in jeder Kirche erlaubt. „Oratorien“ nur, keine „ecclesiae“, sollen diese sein. — Dem entsprechend sind die ältesten Gotteshäuser des Ordens mehr Bedürfnis- als Monumentalbauten. Allmählig erst ent-

wickelt sich mit der wachsenden Lockerung der ursprünglichen Askese mehr auf Grund gemeinsamer ritueller Bedürfnisse als infolge positiver Vorschriften eine bestimmte bauliche Eigenart, in der feines Empfinden für Raumverhältnisse und Massenwirkung oft genug den fehlenden Detailreichtum ersetzt.

Auch für die Feststellung dieser Baugewohnheiten des Ordens ist Bernhard von Clairvaux von entscheidender Bedeutung geworden. Nach dieser Richtung hin sind sogar seine Schriften Marksteine der gesamten mittelalterlichen Entwicklung. Bisher hatte gleichmäßig für Episkopal-, Pfarr- und Abteikirchen der Grundsatz gegolten, daß es ein gottgefälliges Werk sei, das Haus des Höchsten möglichst reich auszubilden. Stiftungen und Geschenke aller Art brachten unausgesetzt diese Anschauung zu praktischer Durchführung; den Tisch des Herrn vor allem mit kostbarem Gerät zu zieren, war (und ist ja auch heute) das Streben des Geistlichen. Denn wenn einst dem alten Germanen Königtum und reicher Schatz unzertrennbar zusammengehörte, so übertrug das Christentum diese Anschauung auf den höchsten König und seine Gefolgschaft, die Heiligen. — Jetzt nun tritt Bernhard zum erstenmal mit der Frage in die Welt, ob denn das Heiligenbild wunderthätiger, heiliger werde, weil es aus kostbarem Material gebildet oder künstlerisch wertvoll sei? Er betont den Widerspruch, der darin liege, daß der Cisterzienser, für seine Person selbst allen Luxus abweisend, das Gelübde der Armut leiste und doch seine Altäre mit Schmuck beladen wolle. „Schmuck, d. h. irdischer Glanz, ist nur ein Verlangen der Begüterten, der Arme bedarf seiner nicht. Und der Cisterzienser sollte das Geld, was auch von Armen ihm zufließt, zur Befriedigung der Ansprüche Verwöhnter verwenden? Er kleide die Bedürftigen, nicht die Kirche!“ — So schallt zum erstenmal im Abendland das folgenschwere „Christo in pauperibus“ aus Mönchsmund durch die Welt. — Und wie hier ethische Bedenken Bernhards Verhältnis zur Kunst im allgemeinen bestimmen, so auch in einem wichtigen Einzelpunkt. Aus seiner Feder spricht zum erstenmal ein Ablehnen jener Tiersymbolik zu uns, der Lust unserer Altvordern und der romanischen Zeit in der Ornamentik. „Lächerliche Monstrositäten, Albernheiten, eine deformis formositas und formosa deformitas“ nennt er diese Gebilde, auf deren Enträtselung seine Zeit zu verwenden man sich schämen solle! —

Das sind beachtenswerte Symptome eines neuen Geistes, der mit der wachsenden Zahl der Cisterzienserkirchen an Bedeutung gewinnt. Aus den stillen Waldthälern und grünen Wiesengründen läuten ihre Glöckchen den Anfang einer neuen Zeit ein im Geistesleben unseres Volkes — und in der Baukunst desselben. Denn früh schon wendet sich der Orden den in Frankreich neu aufkommenden Formen zu. Aber der namentlich in ihrer Heimat Burgund zu Tage tretenden dekorativen Richtung der Clugnienser gegenüber entkleiden sie den neuen Stil des schmückenden Beiwerks, reduzieren ihn im wesentlichen auf das konstruktive Gerüst. Spät erst nehmen die Clugnienser die Wölbung auf; die Cisterzienser besitzen überhaupt nur wenig flachgedeckte Kirchen, während die Franziskaner, welche ja mit den Cisterziensern in deren guter Zeit so vieles gemein haben, später nicht selten wieder auf die flache Decke zurückgreifen. Der Turmreichtum der älteren Mönchskirchen, der schon in karolingischer Zeit sich gern bis auf die Zahl von sechs steigerte, fällt jetzt ganz fort. Nur ein Dachreiter über der Bierung ist erlaubt; er trägt die vorschriftsmäßig nur kleinen Glocken.



Kapitelsaal in Zevenhaufen.

Dadurch fehlt auch die reiche Entwicklung der Westfront; und ebenso fällt die Clugniazenfenster, in der Front eine nach außen geöffnete Vorhalle und darüber im Innern eine Empore anzulegen, fort. Zumeist führt ein kleines Portal direkt in den Kirchenraum, gelegentlich liegt es nicht einmal in der Mitte, sondern, die Nebensächlichkeit der Laienteilnahme am Gottesdienst baulich verkörpernd, vor einem der Seitenschiffe; so zu Arnzburg, Mariensfeld, Loccum, Zinna, Chorin. Im Aufbau fehlen die dekorativen und malerischen Tendenzen; statt deren möglichstes Beschränken in den künstlerischen Mitteln, einfache reduzierte Formen, Verbannung alles figürlichen Ornamentes, möglichste Beschränkung des vegetabilen. Statt der mächtigen Raumentwicklung der Clugniazenfenster, in der das dekorative Element breiten Platz hat, jetzt knappe Anlagen, die mit Ausnahme weniger älterer Werke durchweg Gewölbebauten sind. Für die Wölbung selbst ist der Spitzbogen früh schon die beliebte Form; ihre Kirche zu Brombach ist (vergl. S. 142) der erste auf deutschem Boden durchaus im Spitzbogen gewölbte Bau! — Während also die allgemeine Entwicklung in den Bauten der Clugniazenfenster nicht wesentlich weiter geführt wurde, sind die Zisterzienser namentlich in den von den Zentralpunkten mittelalterlicher Kultur entfernten Gegenden die Träger und Verbreiter baulichen Fortschrittes.

Originell entwickeln sie den Grundriß der Ostteile. Er ist mit Vorliebe geradlinig geschlossen. Vielleicht besaß der älteste Bau von Cîteaux schon einen solchen Chorschluss und hatte vielleicht auch schon die beiden Kapellen rechts und links vom Altarhause, die wir heute in der Kirche von Fontenay in Burgund als ältestes Beispiel kennen. Weit durch alle Länder Europa's verbreitete sich diese Form; noch bei den italienischen Franziskanern ist sie eine Zeitlang beliebt. In Deutschland tritt sie am frühesten mit noch flachen Decken zu Marienthal bei Helmstädt (geweiht 1146) und etwa gleichzeitig in Pforta (Schulpforte) auf; in der Übergangszeit kehrt sie wieder zu Bebenhausen, Brombach, Thermenbach, Loccum, Eßerthal, Eldena und mit halbrundem oder polygonem Schluss bei sonst gleicher Anlage zu Zinna, Lehnin und Kolbzig. In Maulbronn und Oberbach vermehrt sich die Zahl der Ostkapellen auf sechs. Anderswo treten weitere Bereicherungen der Ostteile hinzu: die Nebenschiffe setzen sich

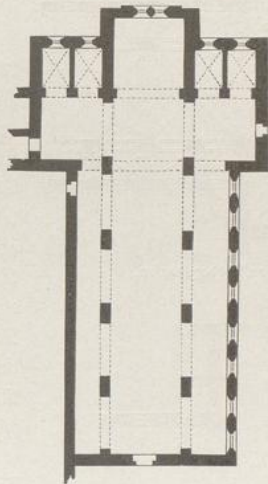


Fig. 129.
Grundriß von Pforta.

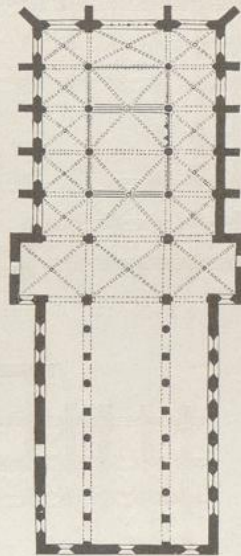


Fig. 130.
Grundriß von Amelungsborn.

bis zum geradlinigen Abschluß neben dem Altarhause fort in den gotischen Chorbauten von Hude, Amelungborn, Salmannsweiler, Pelslin und Neuberg; zu Mariensfeld in Westfalen folgt der Umgang auch den Ostteilen; und schließlich legt sich an alle drei Seiten dieses Umganges noch ein Kapellenkranz: verflümmert zu Arnsburg, reiß ausgebildet zu Ebrach und Niddagshausen. Letztere beiden Bauten folgen dem Vorbild des vermutlich aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts stammenden, heute zerstörten Umbaues der Mutterabtei Cîteaux, wenn anders nach einer erhaltenen Gesamtansicht

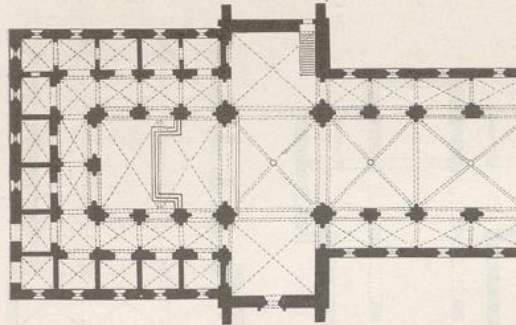


Fig. 131. Chorgrundriß von Niddagshausen.

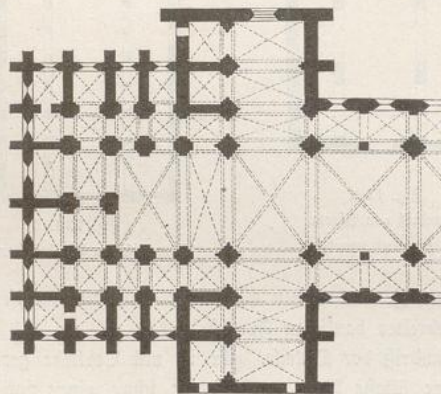


Fig. 132. Chorgrundriß von Ebrach.

derselben ein Urteil gestattet ist. Ein mehrschiffiger, gerade geschlossener Umgang endlich umfängt das polygone Altarhaus zu Siskensfeld in Oesterreich und dem (zerstörten) Gradischt. In all diesen Fällen decken einfache Pultdächer die sich treppenförmig abstufoenden Teile. Ihre dreifache Wiederkehr übereinander aber giebt gerade den reichsten Grundrißbildungen im äußeren Aufbau etwas besonders Mächtigkeits. — Neben diesen besonders beliebten Formen kommen natürlich auch allerlei Abweichungen vor.

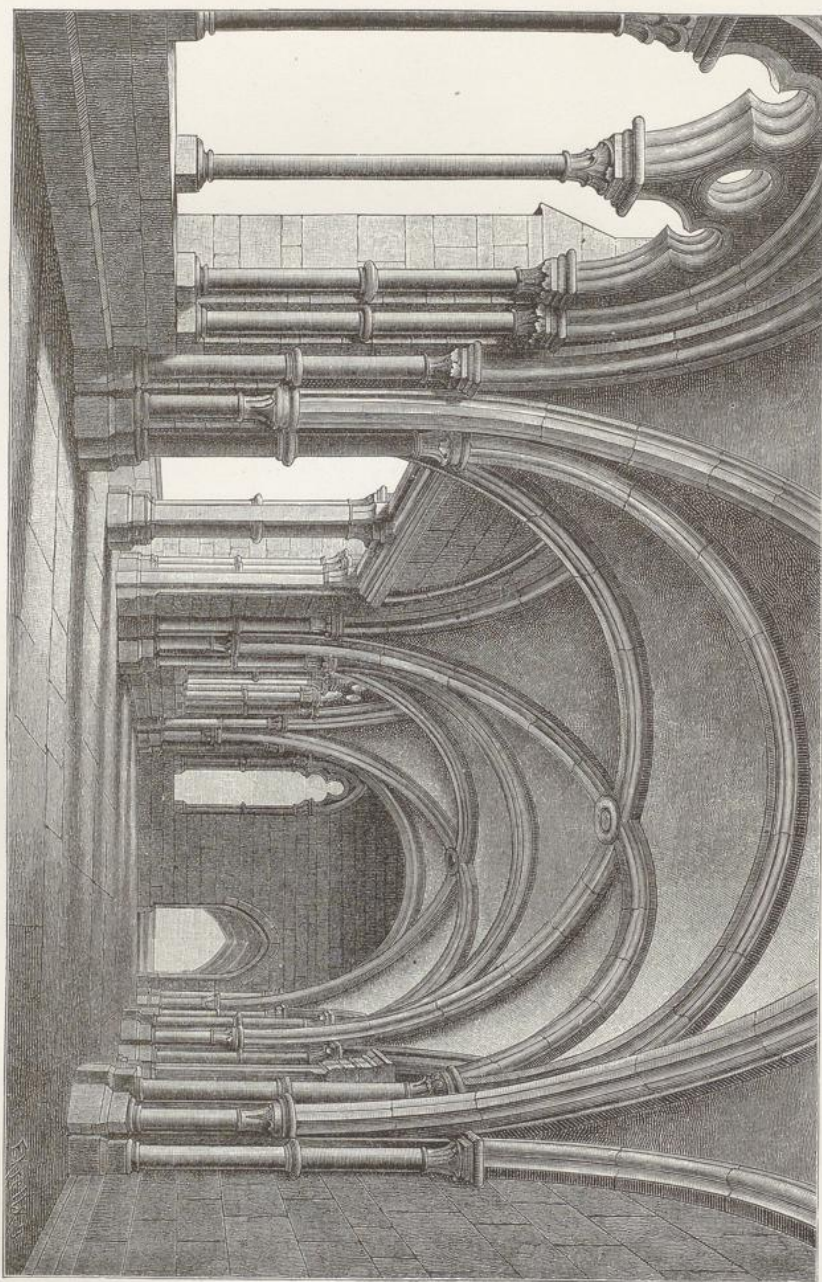
Mit Vorliebe wählen die Cisterzienser das gebundene System der Wölbung, frühzeitig bereits mit spitzbogigen Arkaden und Wölbungen, bis allmählig die französische Travee zur Herrschaft gelangt. Von der traditionellen Form des Kreuzgewölbes weichen sie überhaupt nur zweimal ab: in dem schon erwähnten Brom-

bach bei Wertheim, dessen spitzbogige Tonnen mit Stichkappen die in der Auvergne verbreitete Deckenform wiedergeben und zu Thennenbach in Baden (heute abgetragen), wo gar quergestellte Tonnen, das in Burgund beliebte System, auftraten.

Die Gewölbeträger (Vorlagen, Dienste etc.) gehen befremdlicher Weise nicht bis zur Erde, sondern enden fast stets in willkürlicher Höhe auf Konsolen; es ist dies eine charakteristische Eigenschaft der Ordenskirchen, deren Ursprung noch nicht erklärt ist. Entstand sie in der That, wie man gemeint hat, aus Rücksichten auf Erweiterung des Raumes, so ist nicht abzusehen, weshalb sie nur Cisterzienser-Sitte und nicht



Kreuzgang im Kloster zu Maulbronn.



Dorhalle (Paradies) der Klosterkirche zu Munkelton.

ganz allgemeine Baugewohnheit gewesen. Von den Cisterziensern aber wird sie mit großer Zähigkeit festgehalten; selbst zu Zeiten und an Orten, wo die ursprüngliche Strenge längst vergessen ist, bleibt sie noch wach; und von den Kirchen dehnt sie sich

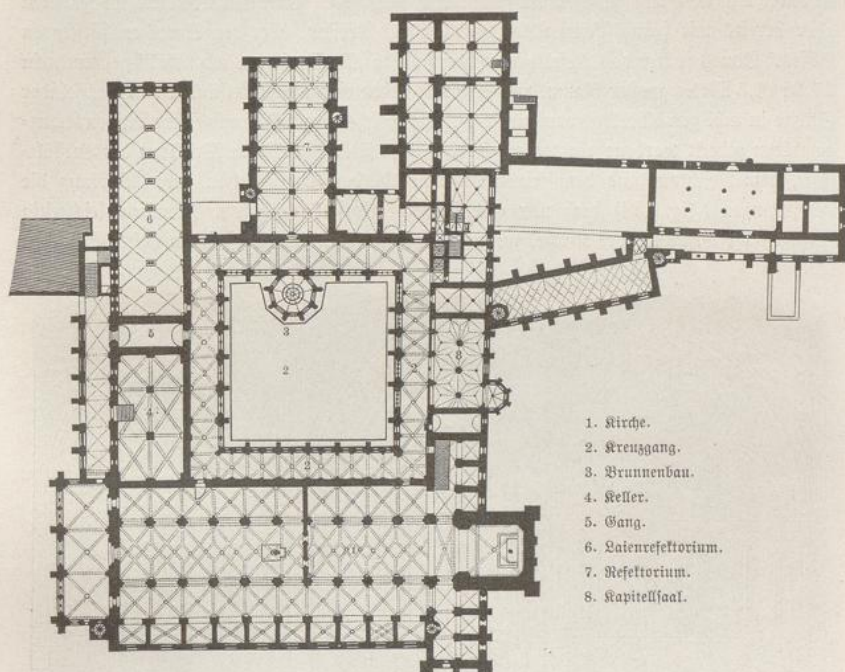


Fig. 133. Grundriß von Maulbronn.

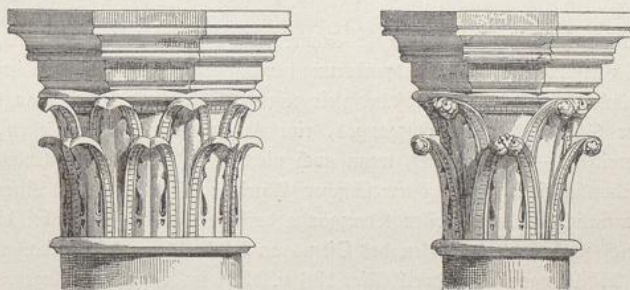


Fig. 134. Kapitelle aus dem Refektorium zu Maulbronn.

aus auf die Klostergebäude. — In diesen lockert sich zuerst der alte puritanische Ernst: glänzende Schöpfungen, die mit den reichsten Leistungen der mittelalterlichen Baukunst überhaupt wetteifern, finden sich in ihnen schon aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts: nichts Herrlicheres darunter als die Baulichkeiten des schwäbischen Maul-

bronn, die zugleich durch ihre selten gute Erhaltung das vollständige Bild einer Klosteranlage der Zeit geben.

Seit 1201 beginnen hier die Umbauten, zunächst das Laienrefektorium (Nr. 6 der Abbild.) mit noch romanischen Außenmauern, die sieben Paar Mittelsäulen im Inneren aber bereits mit französischen Kelchkapitellen und breiten, über den Sockel ausfließenden Basen. Etwas später das Refektorium der Brüder (Nr. 7), hier „Rebenthal“ genannt, ein 27,2:11,5 Meter großer Raum, wieder durch sieben einfache Mittelsäulen von wechselnder Stärke in acht gewölbte Kompartimente zerlegt, welche von sechs- und siebenseitigen Kreuzgewölben gedeckt werden: ein wahrhaft klassisches Werk, dank dem Wohlklang der Verhältnisse, dem Reichtum und dem feinen Liniengefühl der Details, von deren Wirkung die Abbildungen (Fig. 134) doch nur eine schwache Vorstellung geben. Ziemlich gleichzeitig entstand die Vorhalle der Kirche, welche mit ihrem Reichtum verschieden hoher Säulchen

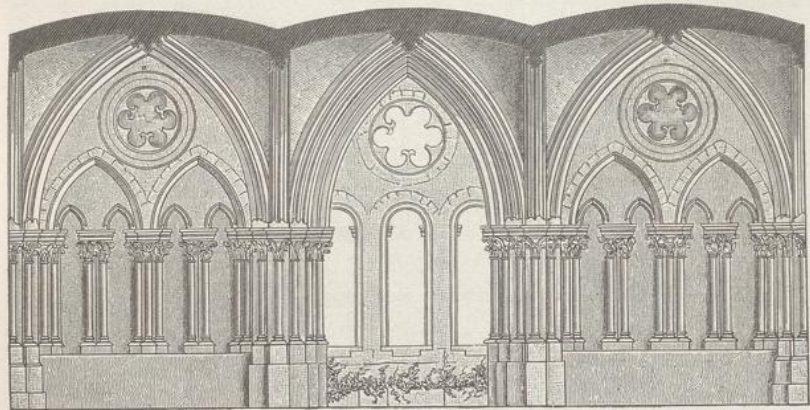
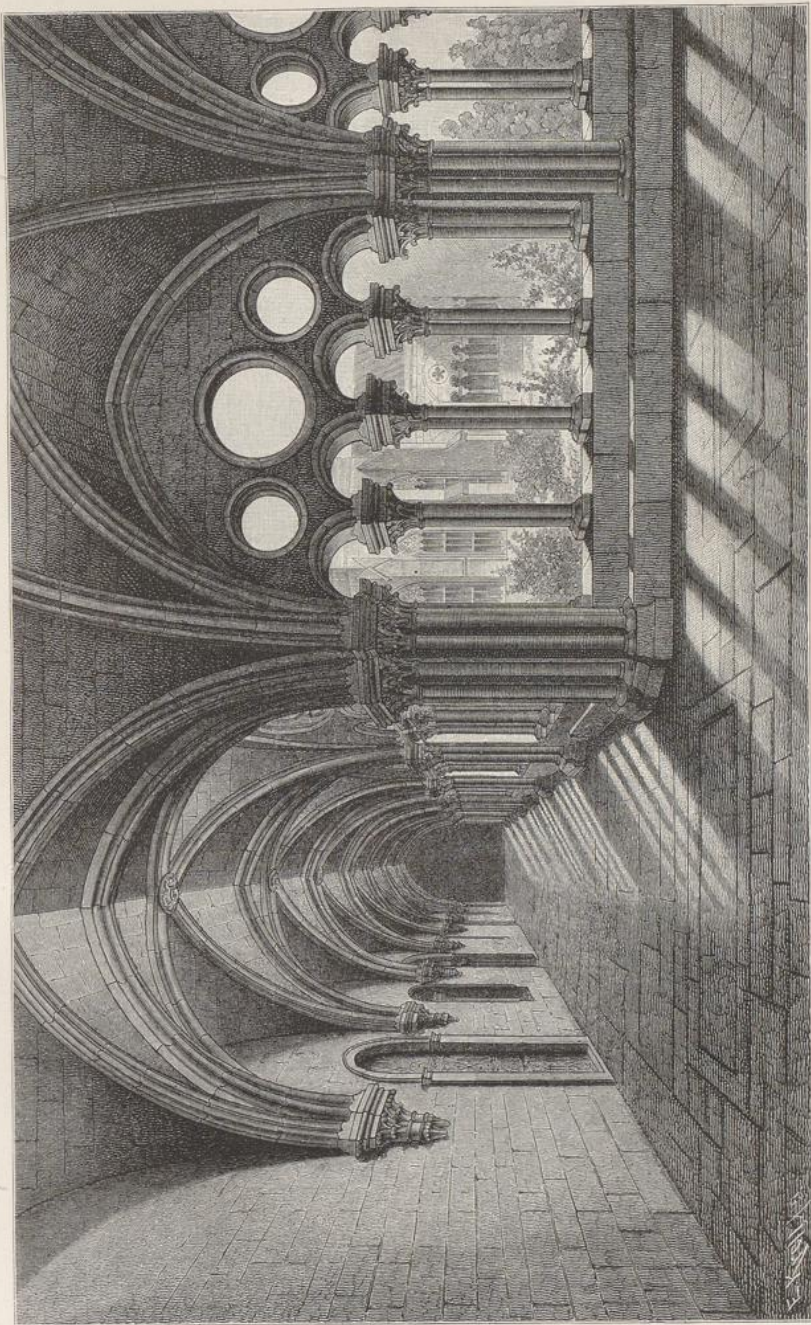


Fig. 135. Aus dem Kreuzgang zu Lilienfeld.

im Innern durchaus auf die rheinische Schule weist, während das Rebenthal in den stärkeren Mittelsäulen, der Diamantquaderung der Rippen und den kurzen Dienstkonsolen an den Wänden eine gewisse Selbständigkeit zeigt. Endlich als letztes Bauglied dieser Epoche der Südflügel des Kreuzganges, eine Arbeit desselben Architekten, der die Vorhalle errichtet. — Verwandtes, wenn auch nicht in so klassischer Vollendung, bieten die Klosterbaulichkeiten dreier österreichischer Abteien: Heiligenkreuz, Lilienfeld und Zwettl, namentlich die prachtvollen Kreuzgänge derselben. Wie sehr dabei die Details auch in solch schmuckvollen Werken des Ostens an Barbarismen leiden, das mögen die gegebenen Abbildungen aus Zwettl (Fig. 136 u. 137) im einzelnen belegen. — Gehen schon diese Anlagen durch ihren Reichtum weit über die Cisterzienser-Tradition hinaus, so zeigt der heut profanierte Kreuzgang von Brombach mit den dazu gehörigen Anlagen noch andere Abweichungen. Wieder der volle Reichtum des Übergangs mit seinen schwarzen Marmorsäulen und dem reichem Ornament; in diesem aber, einzig unter der ganzen Gruppe, jenes Frazenwesen und Fabelgetier, gegen welches Bernhard sich so energisch ausgesprochen. — Auch zu Bebenhausen findet sich eine reiche



Kreuzgang der Cisterzienserkirche zu Heiligenkreuz.

Klosteranlage, Reste solcher auch anderwärts. Aber im ganzen sind derartige Anlagen doch Ausnahmen; die Regel hielt auch für diese Teile an der ernstesten Einfachheit fest, welche die Ordensvorschriften für alle Baulichkeiten fordern. —

Von Meister zu Meister, von Werk zu Werk bildet sich allmählig eine Schultradition aus, die um so fester sich knüpft, als die Baumeister, namentlich in der älteren Zeit, fast ausnahmslos dem Orden angehörten, die Handwerker zum guten Teil Konversen desselben waren.

Den Nährboden der Tradition bildeten die stets wiederkehrenden Reisen zu den Generalkapiteln. Unter den dort sich Versammelnden waren häufig Bauverständige; ein Ideenaustausch lag damit nahe. Auf den Reisen berührten ferner die weiter Wohnenden andere Ordensniederlassungen, deren Bauten sie so kennen lernten. Ebenso boten die Visitationsreisen immer wieder Gelegenheit zum Sehen und Lernen, ganz abgesehen von dem mannigfachen Verkehr, der überhaupt zwischen den Klöstern desselben Ordens stattfinden mußte. Da mag denn oft das anderwärts Gesehene in die eigene Heimat übertragen, Architekten und Konversen von einem Kloster dem anderen ausgeliehen worden sein; oder die gemeinsame Mutter entsandte dieselben Kräfte für die Erbauung mehrerer ihrer Töchterklöster. —

Die älteste Siedelung auf deutschem Boden fällt in das Jahr 1122. Es ist Altencamp bei Köln, eine Tochter von Morimond. Wenig ist zwar hier von dem alten Bau (seit 1122) erhalten, aber dies wenige interessant, weil es völlig außerhalb der Ordenstradition steht: ein quadrater Altarbau,



Fig. 136 u. 137. Aus dem Kreuzgang zu Zwettl.

flankiert von zwei kleinen Osttürmen. Selbst die Existenz eines Kreuzarmes im ursprünglichen Bau ist zweifelhaft; in dem heutigen Werke wenigstens fehlt er. — Es bedurfte eben einer Reihe von Jahrzehnten, bis die Anschauungen sich geklärt, aus negativen und positiven Forderungen feste Baufitte sich herausgebildet hatte. Das war zur Zeit der Gründung Altencamps, also drei Jahre nach der endgültigen Einrichtung des Ordens noch nicht der Fall; es trat vielmehr, wie einzelne Momente erkennen lassen, erst nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts ein: vom Generalkapitel des Jahres 1157 erst datiert das Verbot der Türme; 1182 wird Ernst gemacht mit den früheren Beschlüssen gegen gemalte Fenster. Auch entstanden wohl erst im weiteren Verlauf des zwölften Jahrhunderts die großen vorbildlichen Neubauten in den Mutterklöstern. Pontigny wurde 1150 geweiht, Clairvaux und Cîteaux fallen wahrscheinlich noch später. Dies ist der Grund, daß gerade die älteren Bauten zahl-

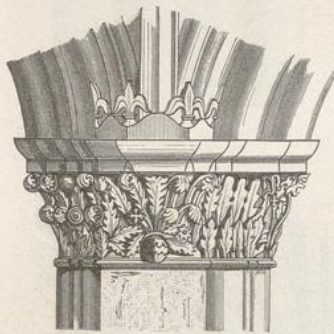


Fig. 138. Kapitell. St. Emmeram.

reiche Abweichungen von dem aufweisen, was später Ordensregel wird. So ist beispielsweise das 1125 begonnene Amelunxborn die einzige Pfeilersäulenbasilika, sind Hardehausen (seit 1140, heute zerstört) und Heilsbrunn (1132—1150) die beiden alleinigen Säulenbasiliken, bietet Volkenrode (1131—1140) mit halbrunder Apsis und ebensolcher Apsidiole in jedem Kreuzarm das einzige Beispiel der sächsischen Planbildung innerhalb der deutschen Kirchen der Zisterzienser.

Der gebundene Stil tritt unter den Ordenskirchen zum erstenmal in Heiligenkreuz (geweiht 1187) auf, dessen Chor in gotischer Zeit zu dreischiffiger Halle umgebaut wurde: die alten

Teile des Innern noch herb, auch das Äußere ein ernster Bau, der freilich mit seinen beiden, der österreichischen Tradition entsprechend reichen Portalen, den drei mit Säulen besetzten Mittelfenstern und den aufsteigenden Rundbogenfrieseen neben Otterberg in der Pfalz immerhin zu den schmuckvolleren Ordensfronten gehört, trotz gewisser Ungleichheiten in der Vertikalgliederung.

Hier im Südosten des Reiches lodert sich überhaupt die strenge Ordensregel am frühesten und zugleich durchsetzen sich die Bauten mit allerlei fremdartig ornamentalen, gelegentlich halb barbarischen Elementen. Für beides ist die Kirche von St. Emmeram charakteristisch, ein Werk, welches so sehr den Beifall der Zeitgenossen hatte, daß es zu Grabsicht fast direkt kopiert wurde. An das Langhaus von sechs französischen Traveen (mit einer Westfront vom Jahre 1703) legt sich der im Mittelschiff polygon, im zweischiffigen Umgang rechtwinklig geschlossene Chor; eine Anordnung, deren Mängel schon der flüchtigste Blick auf den Grundriß erkennen läßt. Dazu ein reicher Aufbau in bereits vorgeschrittenem Stil; in den Ostteilen sind sogar die Gewölbegurte schon durch bloße Rippen ersetzt, die Verhältnisse bereits sehr schlank, die Gewölbebildungen völlig gotisch. Aber die eigentlichen Kunstformen haben den alten Stil noch nicht abgeworfen, obschon sie vielfach provinziell entartet sind; das beweisen beispielsweise die reichen Pfeilerkapitelle des Altarhauses mit ihrem wunderlichen, dem altchristlichen sich

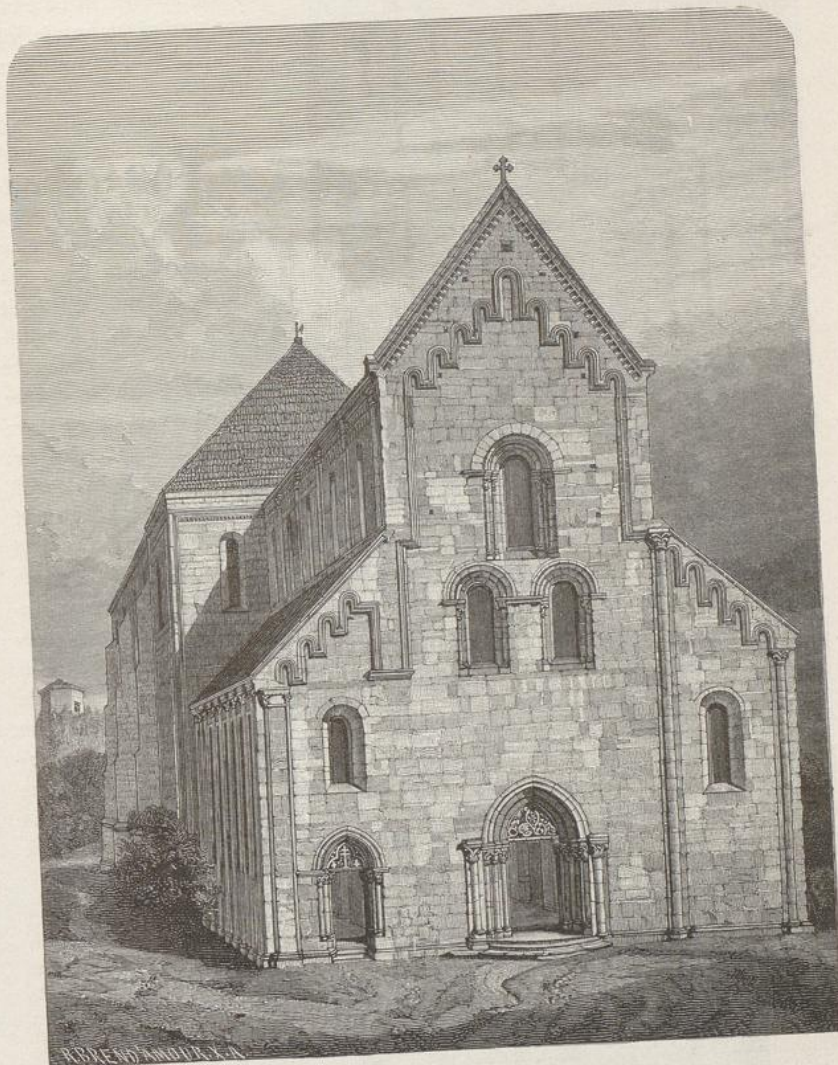


Fig. 139. Heiligentempel.

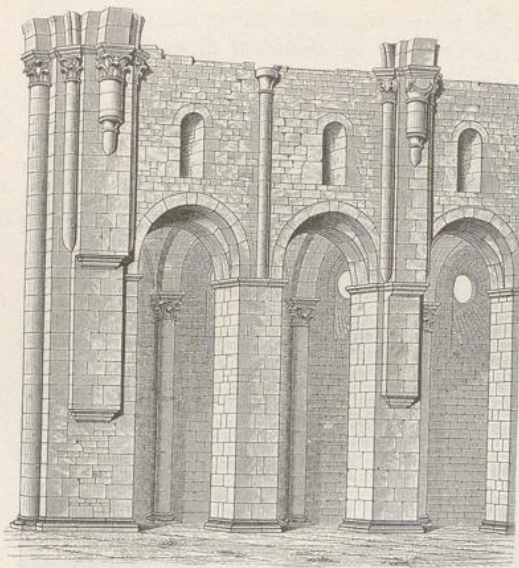


Fig. 140. Arnburg (ältere Teile).

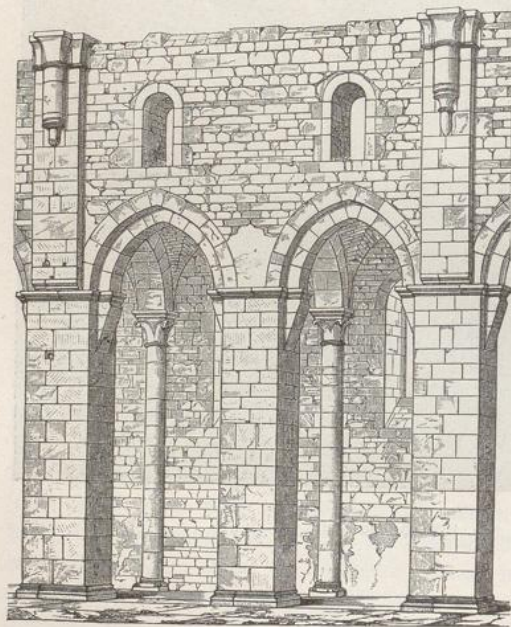


Fig. 141. Arnburg (jüngere Teile).

nähernden Blattwerk und der Fries des Hauptgesimses, dessen eigenartige Konsolenbildung merkwürdigerweise sehr ähnlich im Magdeburger Dom wiederkehrt.

Abgeklärtere Bilder des Ordentypus bietet das übrige Deutschland; eines der edelsten darunter die Kirche in Arnburg in der Wetterau dank dem ruhigen Ernst des Aufbaues, der Einfachheit und Schönheit ihrer Verhältnisse; — freilich heute nur eine Ruine, seit im Jahre 1828 die schadhaften Dächer und Gewölbe abgebrochen, der Rest dem allmähigen Verfall überlassen wurde. Bald nach der Gründung im Jahre 1174 mag hier der Bau begonnen haben: eine Anlage in gebundenem System mit Kapellenfranz rings um den rechtwinkligen Chor, im Aufbau durchaus rundbogig. Als man aber bis zum zweiten Langhausjoch gekommen, trat eine Unterbrechung des Baubetriebs ein*), die wahrscheinlich erst

*) Derartige Unterbrechungen der Bauten kommen häufig vor. Das vorgotische Mittelalter kannte in diesen Dingen keine regelmäßige Finanzwirtschaft. Waren im Augenblick Gelder vorhanden, welche den Baubetrieb für einige Zeit sicher stellten, so begann man die Arbeit, unbekümmert um die weitere Beschaffung der Mittel. In den meisten Fällen wurden letztere ja doch durch Legate und Schenkungen, also aus unregelmäßig fließenden Ein-

infolge reicher Schenkungen im Jahre 1215 ihr Ende fand. Nunmehr zog mit dem neuen Werkmeister der Spitzbogen in die Arkaden ein — aber zugleich ein mehr puritanischer Geist, der z. B. die Kiospenkapitelle der alten Teile durch schmucklosere Formen ersetzt, und statt der sechsseitigen Kreuzgewölbe mit dem schlanken Wandsäulchen, welches über den Nebenpfeilern jedesmal die Rippe trägt, im Langhaus wieder einfache vierteilige einführt. — Was der Chor von Arnsburg in der verstümmelten Verschmelzung von Umgang und Kapellenfranz mehr anstrebt als löst, das ist in vollkommener Weise geboten zu Riddagshausen, gleich Arnsburg von vornehmen, edlen Verhältnissen, gleich ihm fast jeden Schmuckes bar, aber schon gereifter in den Formen: gekuppelte spitzbogige Fenster innerhalb großer Spitzbogenblende im Obergaden; gotisierende Tendenzen in allen Profilen; fast gotisch sind auch schon die Kapitelle der Hauptdienste.*) Von hohem Reiz ist hier das zweiteilige Westportal mit der Statue der Himmelskönigin, welcher alle Ordenskirchen geweiht sind, im Tympanon; ein Paradigma dafür, wie bei den Cisterziensern Schönheit und herbe Knappheit der Formen gelegentlich einen harmonischen Bund eingehen können. Dieser Harmonie aller Teile des Schiffes gegenüber gemahnen die kleinen Chorkapellen mit ihren kaum drei Meter hohen Zellen daran, daß hier eine Kultforderung noch nicht ihre volle architektonische Lösung gefunden.

Einzig in ihrer Art nicht nur unter den Ordenskirchen, sondern innerhalb der ganzen deutschen Baukunst ist die Grundrißbildung von Heisterbach im Siebengebirge: eine Basilika mit zwei Querschiffen und rings um alle Mauern umlaufendem Kapellenfranz. Aber nicht so sehr diese originelle Bildung, noch weniger die hinter anderen Werken zurückbleibenden Einzelformen machten den kunsthistorisch hohen Wert des erst im Jahre 1810 von den Franzosen auf den Abbruch verkauften mächtigen Gotteshauses aus, als vielmehr der hier zu Tage tretende Versuch, die Erfolge der französischen Gotik in Rücksicht auf Raumöffnung, Beleuchtung und namentlich ihre Verstrebungen der Gewölbe dem alten Stil anzupassen. Denn der Aufbau beruhte bereits im wesentlichen auf dem konsequent durchgeführten Strebesystem, ohne daß dies mit Ausnahme des Chores außen gezeigt wäre. Der Druck der oblongen Kreuzgewölbe der Haupträume wurde durch künstlich gebildete Seitenschiffsgewölbe und unter dem Dachboden versteckte Strebemauern aufgenommen und ohne sichtbare Strebepfeiler durch die Innenmauern zur Erde geleitet; denn diese waren zwischen den kräftigen Nischen stark genug, um als Streben wirken zu können. Zur Ersparnis der Mauermaße waren die unteren, stärkeren Teile der Außenmauer durch ein besonderes Pultdach abgeschragt; über diesem stieg die dünnere, mit Rundfenstern durchbrochene und mit kleinen Säulchen als Diensten besetzte Mauer bis zum Gewölbeansatz auf. Reifer noch war die konstruktive Durchbildung des Chores. Hier ruhte das Hauptgewölbe scheinbar auf sechs Paaren ganz dünner Säulchen, während sein Seitenschub durch die Umgangsgewölbe und starken Strebemauern aufgenommen wurde; also eine

nahmen gewonnen. Diese Unsicherheit in Bezug auf die Mittel erzeugte die Gewohnheit, in kleinen Vertikalschnitten zu bauen, um so bei eintretender Unterbrechung wenigstens einen Teil der Kirche fertig für den Gottesdienst zu haben.

*) In der Terminologie der Gotik heißt Dienst die an den Kern des Pfeilers gelegte runde Vorlage. Man unterscheidet Haupt- und Nebendienste (junge und alte Dienste) je nachdem sie den Gewölbegurten oder -rippen entsprechen.

Bildung etwa analog der an St. Marien im Kapitol, aber reifer als sie. — Kein zweiter deutscher Bau zeugt in so beredter Weise von der Selbständigkeit, mit der einzelne Meister den französischen Formen gegenüberstanden. Der Architekt von Heisterbach war unzweifelhaft wohlerfahren in dem, was Frankreich in jenen Jahren hervorgebracht, und er anerkannte die dortigen konstruktiven Fortschritte; aber er war Deutscher und Rheinländer mit Fleisch und Blut; das Fremde sollte ihm nur zur

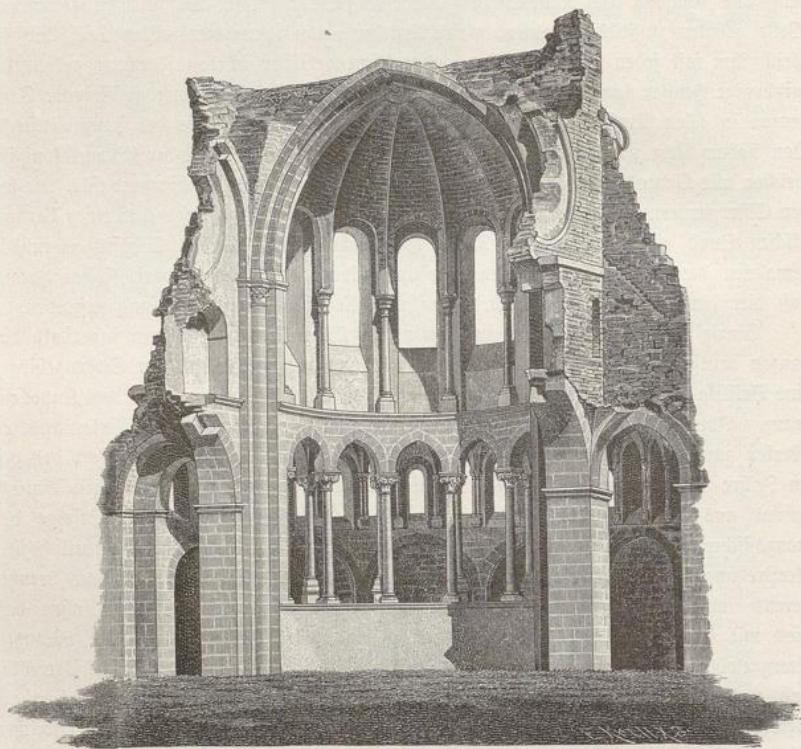


Fig. 142. Heisterbach.

Läuterung des heimischen Stiles dienen. Dabei war er vornehmlich Konstrukteur; das Ornamentale trat bei ihm zurück: neben einfachen Kelchformen im Chor herrschte im Langhaus das Würfelkapitell ohne jeden Schmuck und noch auffallend hohe attische Basen. Diese Teile unterschieden, wenn die erhaltenen Zeichnungen darin korrekt sind, den Bau scharf von allem in der gleichen Zeit (1202—1232) im Rheinland Geschaffenen. — Als Heisterbach das Schicksal so vieler deutscher Bauten teilte, entging nur die Apfisis der Zerstörung; sie steht, ein Wahrzeichen der hier vernichteten Größe, ein wehmütiger, wenn auch malerisch schöner Schmuck des einsamen Waldthales.*) —

*) Schon Schnaase hat darauf aufmerksam gemacht, daß die bei Aachen auf belgischem Gebiet gelegene Benediktinerabteikirche von Klösterrat ähnliche tektonische Probleme in ihrem 1209 ge-

Die norddeutschen Backsteinbauten übersehen natürlich die tektonischen Besonderheiten des Ordens in ihren eignen Dialekt, ohne dem allgemein in der Ordensbaukunst herrschenden Geist untreu zu werden. Nur Dobrilugk scheint nie Ostkapellen besessen zu haben; sonst zeigen die Ostteile zumeist leichte Varianten der Normalgrundrißform; ebenso lang aber wie anderwärts dehnen sich hier die Schiffe, in gleicher Weise verkröpfen sich die Vorlagen; ebenso selten tritt das Ornament auf; — letzteres ist freilich in der Natur des Ziegelbaues im allgemeinen schon bis zu gewissem Grade begründet. In Dobrilugk (nach 1200) herrscht der Rundbogen noch durchweg in Fenstern und Thüren; Arkaden und Gewölbe sind bereits spitz. Völlig romanisch sind noch die Ostteile von Lehnin, deren Erbauungszeit deshalb bald nach Gründung des Klosters (1180) fallen dürfte. Nach dem ersten Joch des Langhauses ändert sich aber der Stil, wahrscheinlich infolge einer Unterbrechung des Baues. Dann wurde der Rest aus einem Guß errichtet und war im Jahre 1262 vollendet. Bei völligem Anschluß an die gegebenen Raumbedingungen durchweht das Langhaus ein neuer, reif entwickelter künstlerischer Geist: ein breiter ornamentierter Fries über den spitzbogigen Arkaden, in jedem Schildbogen zwei reich profilierte Obergadendenfenster. Diese sind am Äußeren durch eine fortlaufende Reihe spitzbogiger Blendarkaden miteinander verbunden; darüber dann noch ein lebendig gegliedertes Hauptgesims. Reicher als sonst innerhalb des Ordens üblich, sind sie zugleich vorbildlich für die ganze norddeutsche Mönchsbaufunft geworden, vor allem die Fassade. Zwei turmartig behandelte Strebepfeiler, von denen der nördliche eine kleine Wendeltreppe enthält, trennen die einzelnen Schiffe und geben der Front gefällige Gliederung; dazu kommt eine reiche Befensterung, hier noch in zwei Geschossen übereinander, während später mit dem

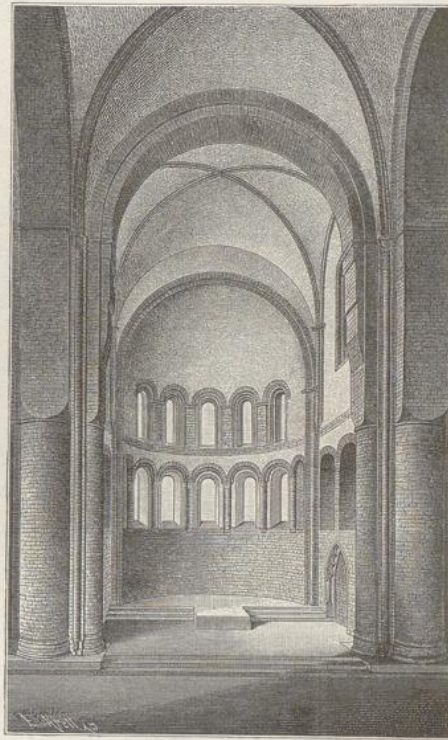


Fig. 143. Lehnin; Choransicht des Inneren.

weithen Langhause bietet. Sonst kommt verwandtes nirgends wieder vor; das ganze System, wenn auch aus Cisterzienser-Tendenzen hervorgegangen, scheint den Architekten des Ordens doch zu kompliziert gewesen zu sein.

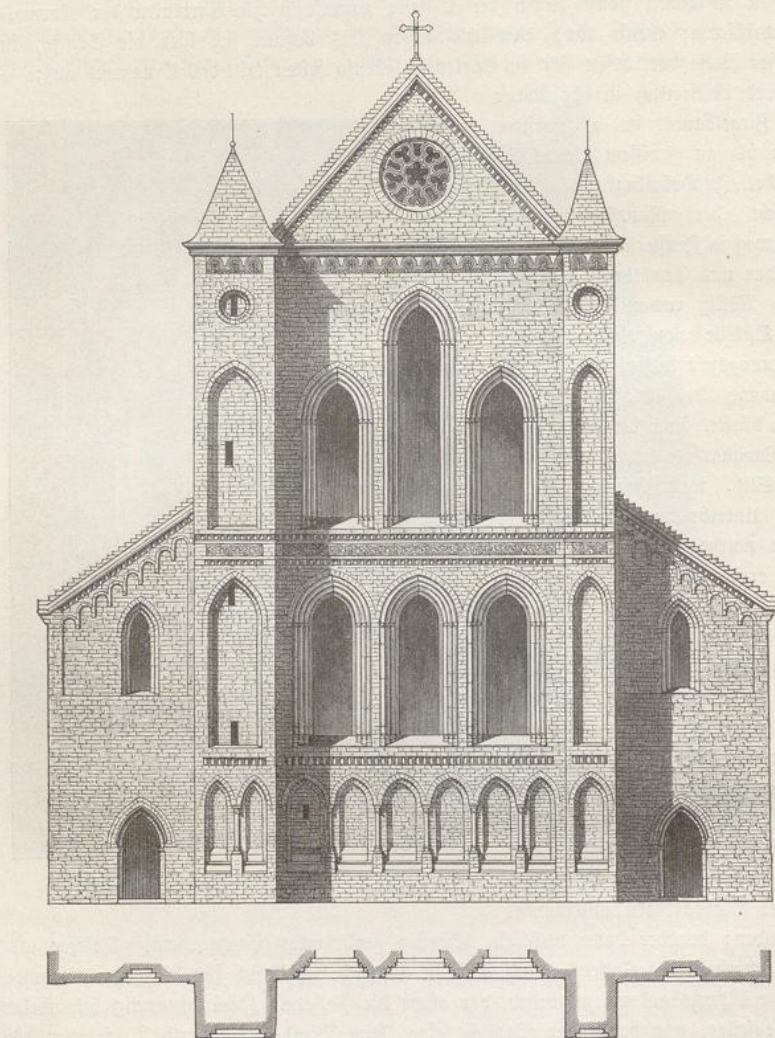


Fig. 144. Lehnin; Fassade. (Nach der Restauration; die Giebel neu.)

weiteren Vordringen der Gotik ein einziges mächtiges Mittelfenster beliebt wird. Dem von Lehnin geht diese Frontgliederung über auf Colbatz, Chorin und Eldena, Bauten, die bereits der Gotik angehören; und später noch nehmen die Franziskaner dieselbe gern wieder auf. Als Beispiel dafür genüge der Hinweis auf die Klosterkirche des Ordens in Berlin. Auch die Details des jüngeren Meisters von Lehnin finden sich an anderen Orten wiederholt, besonders augenfällig der charakteristische Rundbogenfries seiner Fassade, der in Colbatz, aus denselben Modellen gepreßt, wiederkehrt. Vergleichende Messungen, deren wir bis heute zumeist noch entbehren, würden unzweifelhaft diese hier nur angedeutete Zusammengehörigkeit der Gruppe noch weiter belegen. Uns genügt, zu konstatieren, daß ihr Zentralkpunkt Lehnin war, dessen ernste und doch so graziöse Formen, dessen harmonisch reiche Durchbildung einen leicht begreiflichen Reiz auf die jüngeren Architekten übte. Zunächst auf den Meister von Chorin, dem Tochterkloster Lehnins, dessen um das Jahr 1272 begonnener Bau die Gotik zum erstenmal in das Backsteingebiet einführt. Heute nur eine Ruine, sind doch in dieser noch Verhältnisse und Details geradezu musterhaft im Sinne des frühgotischen Backsteinbaues.

Chorin an künstlerischem Wert fast ebenbürtig sind die Ruinen der Klosterkirche von Hude (1296 beg.) bei Oldenburg. Vom Chorgrundriß war schon oben die Rede; seine Bildung kehrt auch sonst innerhalb des Ordens wieder. Ganz eigenartig aber sind die Formen des Aufbaues: bei gebundenem System, aber absoluter Herrschaft des Spitzbogens und bei Details, in denen sich Reminiszenzen an die romanische Form mit gotischen Elementen mischen, ist die nirgends so ausgebildet wieder vorkommende Wandblende das charakteristische Motiv

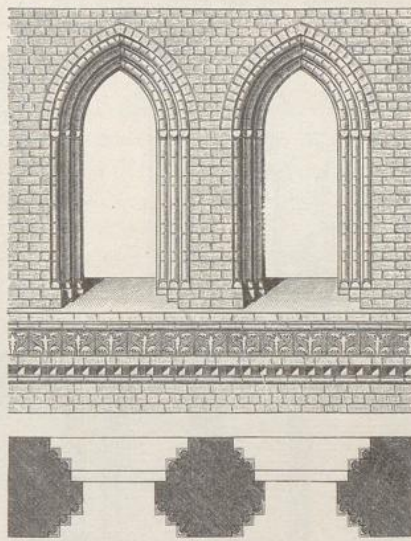


Fig. 145. Lehnin; Fenster des Oberchors.

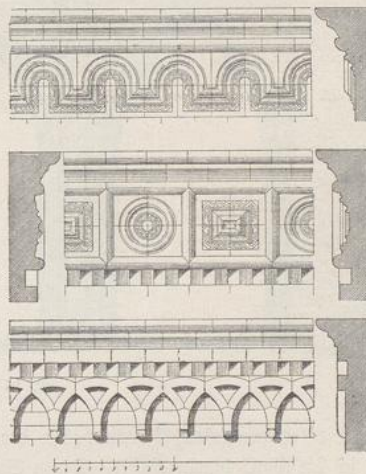


Fig. 146. Lehnin; Details.

des Aufbaues. Zur Lehniner Schule, an die gedacht werden könnte, steht der Meister im günstigen Falle doch nur in sehr losem Zusammenhang, denn die z. B. stark lanzettförmigen Bögen und die Hinneigung zu ikonischen Gebilden weist ihrerseits auf Zusammenhänge mit der westfälischen Art. —

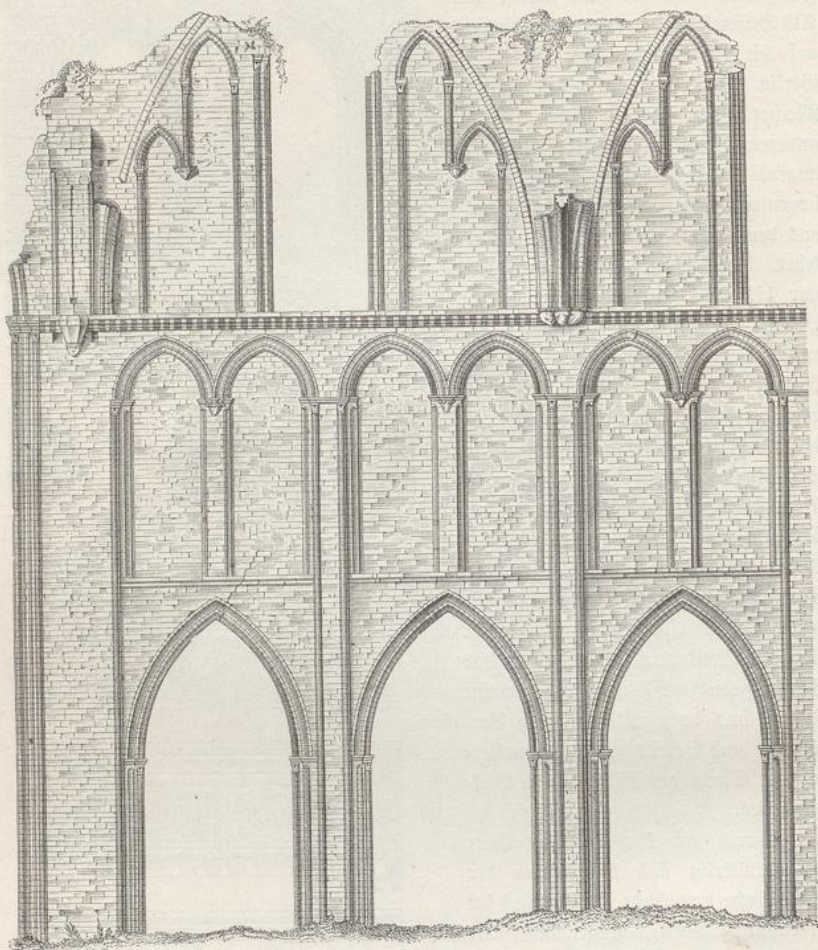


Fig. 147. Hude.

Die letztgenannten Bauten haben bereits über die Grenze dieses Kapitels hinaus und in die Gotik hineingeführt. Deren Sieg ist in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in allen Gauen Deutschlands entschieden. Nahezu drei Menschenalter lang haben sich die deutschen Architekten bemüht, ihre Selbständigkeit gegenüber den französischen Formen zu wahren. Dieses Streben, das allmähliche Verarbeiten der von auswärts mit der zwingenden Macht der Mode und zugleich eines unverkennbaren

tektonischen Fortschrittes kommenden strukturellen und dekorativen neuen Elemente ist das Allgemein-Gleiche in der mannigfach schillernden Erscheinung des Übergangsstiles. Als aber dann mit dem Sieg des französischen Geistes in Theologie und Philosophie, in sozialem Leben und Litteratur auch die französische Baukunst zur vollen Herrschaft in Deutschland gelangt, da handelt es sich doch um kein bloßes Kopieren der fremden Formen, sondern die einzelnen Landesteile verarbeiten das von außen an sie Herantretende in selbständiger Weise. Das Rheinland zunächst, der unmittelbare Nachbar Frankreichs, nimmt auch dessen Kunst am unbedingtesten auf; aber anders entwickelt die Gotik sich schon in Hessen und Westfalen, anders in Sachsen, im Bachtgebiete, in Franken, in Bayern. Statt des französischen Normalchores mit Umgang und Kapellenfranz hier eine Fülle von Varianten und anderen Chorbildungen in fruchtbaren und entwicklungsreichen Motiven. Neben der in Frankreich allgemein herrschenden Basilikenform hier von früh an eine allgemach wachsende Hinneigung zur Hallenform, das erste sich regende Symptom jenes Umschwunges der Anschauungen, dessen vollen Anbruch erst das fünfzehnte Jahrhundert sieht.

Das haben wir im folgenden Kapitel im einzelnen zu verfolgen.